Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 97 (1956)

Artikel: Das Grab im Wald
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033541

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Grab im Wald

Erzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Die Eisenbahn fährt dem See entlang. Die Berge spiegeln sich im leicht gekräuselten Wasser. Eine Wolkenwand schiebt sich über die schneegekrönten Gipfel und schickt ihre silberigen Vorboten in den blauen Himmel hinaus.

In einem Abteil des Zuges sitzt eine Bauernfrau mit der silbernen Haarnadel neben ihrer Tochter. Sie schaut an allen Gesichtern vorbei, kümmert sich nicht um die herumschwirrenden Gespräche. In stolzer Ruhe sitzt sie da, die Hände im Schoß gefaltet. Ihre spitze Nase und die geröteten Wangen verraten keine ihrer Gedanken und Gefühle. Ihre Tochter nebenan bekundet viel mehr Temperament. Die hellblauen Augen wandern mit aufmerksamer Schnelligkeit überall hin. Bald betrachtet sie die kräftigen Schuhe des jungen Mannes ihr gegenüber. Dann wieder springen ihre Blicke aus dem Fenster auf die Bäume, die Matten, auf den See hinaus. Und dann und wann auch geschwind ganz verstohlen in das Gesicht des jungen Bauern. Weil sie aber jedesmal feststellen muß, daß er sie unverwandt betrachtet, muß sie ihren Blick wieder weg und auf andere, weniger interessante Gegenstände richten. Da sitzt zum Beispiel auf der andern Seite des Abteils ein modisch gekleideter junger Herr mit einer mächtig großen fremdsprachigen Zeitung. Er pustet nervös seinen Cigarettenrauch in die heiße Luft, wippt mit den Schuhspitzen und summt eine Melodie. Dann und wann schaut er über den Zeitungsrand und zwinkert mit den Augen, die hinter den dickränderigen Brillengläsern ganz lustig aussehen.

Der Kondukteur tritt ein und verlangt die Fahrkarten. Während der Kontrolle schaut er bedächtig auf das viele Gepäck. Dann tippt er mit dem Finger an die große Kiste, die über dem leeren Platz im Gepäcknetz liegt. Nun wird das Gesicht der Bäuerin auch lebendig. Ihre Wangen röten sich. Aber bevor sie nur ein Wort zu sagen beginnt, steht der Mann mit der Zeitung auf und greift ein: „Mein Herr, das ist meine Bücherkiste, genau vierzehneinhalb Kilogramm schwer, wissenschaftliche Bücher von der Universität, Jurisprudenz und schweizerisches Strafrecht, soll ich Ihnen etwas daraus vorlesen, höchst interessant!“ Der Kondukteur lehnt lächelnd dankend ab und geht weiter. Die Bauernfrau ist über diese freche Lüge starr vor Staunen. Der junge Bauer lacht überlaut. Das Mädchen wird rot und verlegen. Nun kommt der elegante junge Mann näher und sagt: „Meine Damen, wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist, lebende Tiere im Personenabteil zu transportieren, bei schwerer Strafe verboten?“ Die Bäuerin würdigt ihn keines Blickes. Das Mädchen schaut eifrig aus dem Fenster. Der junge Bauer sagt: „Ach Steffen, mach doch keine Geschichten, wer kümmert sich schon um die paar Hasen.“ Aber Steffen gibt sich nicht zufrieden. Er beugt sich über die Bauernfrau und beginnt zu reden, indem er mit erstaunlicher Schnelligkeit die Worte heraussprudelt: „Mein lieber Klaus, Du bist noch jung, Du hast keine Erfahrung. Wer einmal mit dem Gesetz, auch nur mit dem winzigsten Paragraphen in Konflikt kommt, der ist unweigerlich dem Gericht verfallen. Mit Kleinem fängt es an. Ich habe einen Jüngling gekannt, jung und hübsch und stark wie Du, der hat seiner zukünftigen Schwiegermutter einen Zahn ausgeschlagen, einen kleinen winzigen Schneidezahn. Sie hat ihm den Knecht auf den Hals geschickt. Der ist dann mit einem Schädelbruch ins Spital gefahren worden. Vierzehn Tage später ist die Scheune abgebrannt. Wen hat man zuerst verhaftet? Eben den jungen hübschen Mann. Heute sitzt er im Loch und weint bittere Tränen. Tränen der Unschuld, sagt er. Ich sage Dir, mit Kleinem fängt es an. Ich könnte Dir

noch andere Beispiele erzählen, dutzendweise. Kennst Du den Fall, da eine Tochter, eine sonst brave und liebenswürdige Jungfrau, und das ist für Sie Fräulein Dorothea besonders interessant, dabei wendete er sich mit einer kleinen Verbeugung dem Mädchen zu: „Eben diese brave, hübsche Jungfrau hat in der Aufregung den Gemeindepräsidenten einen Cümmel genannt. Eine übrigens absolut wahrheitsgetreue Feststellung. — Ein winziges, geradezu mikroskopisch kleines Vergehen und jetzt, und jetzt ...“ „Hör auf“, sagte Klaus, „von Deinem Redeschwall könnte uns noch schwindlig werden. Siehst Du denn nicht, die Mutter wird ganz bleich“. Sofort drehte sich Steffen der Bäuerin zu: „Wahrhaftig, Frau Genossenvogt, Sie sehen schlecht aus. Ihre Nase wird ganz fleckig. Das ist das schlechte Gewissen. Oder können Sie vielleicht das Bahnfahren nicht gut ertragen?“ Er suchte in seinen Taschen und hielt ihr ein kleines Röhrchen unter die Nase, „kennen Sie diese wunderbaren Pillen? Die kann ich Ihnen nur sehr empfehlen. — Meine Mutter hat sich früher in jeder Kurve fünfmal erbrochen. Und jetzt, jetzt fährt sie nach Hamburg ohne jedes Aufstoßen, rein wie weggeblasen, kommt nicht mehr in Frage, wird überhaupt nicht mehr erwähnt.“ Nun greift Dorli anstelle seiner Mutter in den Redeschwall ein und frägt: „Ist denn Ihre Mutter in Hamburg?“ „Nein, Gott bewahre“, sagt Steffen, „man muß doch nicht gleich alles so wörtlich nehmen. Aber sie könnte nach Hamburg fahren, oder nach Brindisi, oder auf einem Meerdampfer oder einer Schaluppe, das ist einerlei, diese Pillen sind maximal, fabelhaft und todsicher, merken Sie sich die Marke, Frau Genossenvogt, bitte lesen Sie hier.“ Die Frau schaute nicht auf das gläserne Röhrchen, nicht auf den redegewandten Herrn, in unerschütterlicher Ruhe sah sie an ihm vorbei und würdigte ihn keines Wortes. „Hör einmal, Steffen“, fragte Klaus, „sag mir, bekommt man an der Universität eine solche Maschinengewehrröhre, kostet das viel? Gibts da spezielle Kurse für Schnellredner? Hast Du eigentlich Medizin studiert, daß Du Dich mit den Pillen so gut auskennst?“ — „Wo denkst Du hin“, lehnte Steffen mit beleidigter Miene ab, „Medizin, kommt für mich gar nicht in Frage, alten Leuten zuhören, wie sie ihr Bauchgrimmen beschreiben, wie sie ihr Bobo und Wehweh in die Länge ziehen, nein, dazu fehlt mir die Geduld, nein, da lob ich mir die Rechtswissenschaft, einen gerissenen Vergleich, einen saftigen Prozeß, einen abgefeimten Verbrecher verteidigen, das ist Leben, da ist das Leben interessant und spannungsreich.“ Nun setzte sich Steffen zu ihnen und schüttete seinen Wortschwall allen dreien in den Schoß. Die Frau Genossenvogt zog nicht einmal die Füße zurück um ihm Platz zu machen, er mußte zuerst hinübersteigen. Und Dorli schaute fast ohne Unterbruch zum Fenster hinaus. Der

Einsam stand die Gruppe auf dem weiten Platz

Zug hielt und fuhr wieder. Kälber wurden ausgeladen, Passagiere stiegen ein. Steffen redete immer weiter: „Und sehen Sie Fräulein Dorothea, Psychologie habe ich studiert, das ist interessant, Seelenkunde. An einem Blick, an einem Zucken des holden Mundes kann ich erkennen, ob ein so niedliches, reizendes Mädchen verliebt ist. Bitte schauen Sie mich an, in drei Sekunden will ich Ihnen den augenblicklichen Seelenzustand bis auf die letzten Zuckungen und Regungen auseinanderbreiten." Dorli stand auf und wandte sich zum Gehen: „Ich verzichte gerne, aber wenn Ihr den Klaus untersuchen wollt, dann bleibe ich da." In diesem Augenblick fuhr der Zug in den Bahnhof ein. Frau Genossenvogt erhob sich mit einem schweren Seufzer, schaute ratlos auf das viele Gepäck und griff nach ihrer großen Reisetasche. Aber schon kam ihr Steffen zuvor. Klaus nahm die lange Kiste und das Paket. Dorli packte die übrigen Gepäckstücke unter beide Arme und drückte sich an den Leuten vorbei und durch die Türe hinaus.

Draußen suchten sie aufgeregt nach dem Fuhrwerk. Sie liefen um das Bahnhofgebäude, um den Güterschuppen herum. Nirgends war Roß und Wagen zu sehen. Die Sonne brannte so heiß, wie vor einem schweren Gewitter. Zornig blieb die Frau vor dem Brunnen stehen, stampfte mit dem Fuß und schimpfte: „Wann können die Männer einmal pünktlich sein! Ich habe ihnen doch noch dreimal gesagt, wann der Zug ankommt. Vier Mannenvölker und zwei Rosse haben wir, und nun stehen wir da und können warten bis es den Herren paßt." Dorli versuchte die Mutter zu beschwichtigen. Steffen hielt eine feierliche Rede auf die Unzuverlässigkeit der Männer und die Unberechenbarkeit des schönen Geschlechts. Klaus meinte, das sei doch eine Kleinigkeit, die Viertelstunde weit trage er das ganze Gepäck allein, ohne nur einmal abzustellen und wolle noch jodeln dazu. — Aber das schien der Frau Genossenvogt keineswegs zu passen. Dorli ging bis zur Hauptstraße, um nach dem Gefährt zu schauen. Bis es zurückkam lagen die Gepäckstücke rings um die zornige Frau im Kreis. Der Zug war längst weiter gefahren. Die Leute hatten sich verlaufen. Einsam stand die Gruppe auf dem weiten Platz und von Fuhrwerk keine Spur und kein Ton. „Ich lasse alles hier liegen und stehen, sollen's nachher selber holen, die Faulenzer. Ich kann doch nicht die Hasen im Stationsgebäude einstellen! Und die Ware beim Händler auch nicht. Daß so etwas den Leuten zuhause nicht in den Sinn kommt. Aber für unsereins haben die gar keinen Verstand." Das Barometer des Zornes stieg während der nächsten Wartezeit zusehends. Steffen meinte: „Ich helfe Ihnen gerne, Frau Genossenvogt, es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen." „Das fehlte noch", schrie sie ihn an, „Dorli, schau Du zu den Sachen, ich hole das Fuhrwerk selbst." Sie griff kurzerhand nach ihrer Handtasche und ging bolzgrad mit eiligen Schritten davon.

Klaus hob, ohne ein Wort zu sagen, die Kiste auf seine Schulter, nahm das schwerste Paket in die Hand und folgte ihr in respektabler Entfernung. Steffen und Dorli teilten sich in die leichteren Sachen und gingen ihm nach. So schritten sie, wie eine kleine Karawane durch die Dorfstraße, an den Geschäften und Häusern vorbei und dann zwischen den Matten durch, wo dann und wann ein großer Nußbaum seinen kühlen Schatten warf.

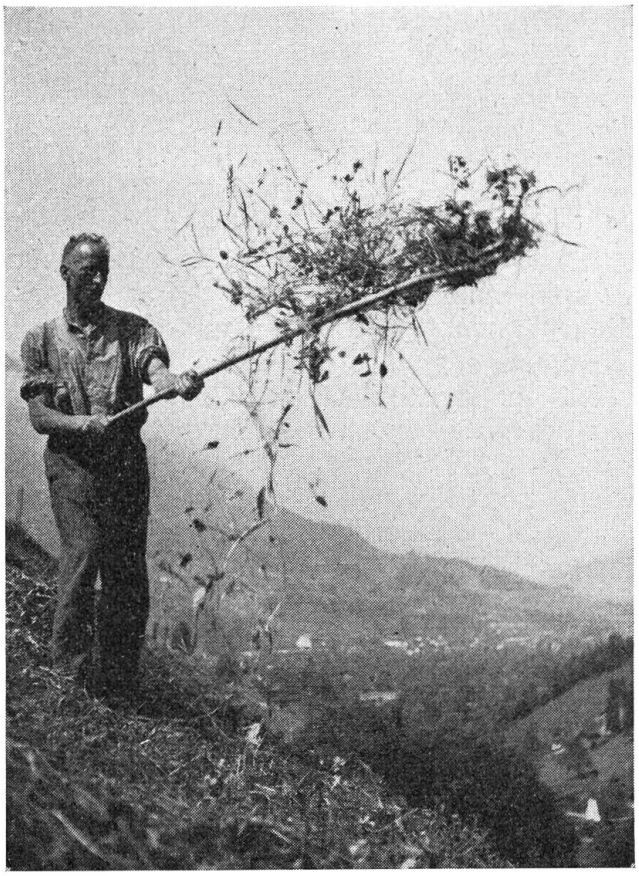
Der Weg führte sie von der Talstraße ab linker Hand an den Hang hinauf. Die Mutter weit voraus, kamen sie nach und nach auf das breite, sonnenverbrannte Bauernhaus Steinrüti zu, das inmitten von Matten und Obstbäumen lag und sich freundlich von der grauen Felswand im Hintergrund abhob. Ueber dem großen Gadendach, weit oben am Hang sahen sie ihre Leute in Eile ein Heufuder laden und aufmachen, sahen auch die drohenden Wolken über dem Steinrutsch und den Felsen. Stechmücken und Fliegen schwirrten um die verschwitzten Gesichter der Heimkehrer und verbesserten nicht die Laune der Mutter.

Wenn die Gäste nicht mehr fortgehen wollen.

Klaus kam als letzter hintennach. Er hatte sich beim Einschwenken in den schma-

len Weg hinterzogen. Einmal wollte er nicht verantwortlich sein für den großen Abstand zwischen der Mutter und den andern, und dann fand er es bedeutend vergnüglicher, hinter Dorli herzugehen. Er freute sich, wie es so biegsam und elastisch daherschritt, wie es auf die vielen Reden Steffen's abwägend, ausweichend und selten Antwort gab. Die Stechmücken fanden an ihm einen geduldigen Blutspender, denn er hatte keine Hand frei.

Die Mutter kam schon wieder aus der Küche zurück unter die Haustüre, da Klaus näher trat und sagte: „Laß das Paket nur hier und stell die Hasen in den Stall hinüber, und ich danke recht schön." Klaus gehorchte wie ein Hüterhund. Aber Steffen ließ sich für seinen Dienst nicht so schnell abfertigen. — „Frau Genossenvogt", sagte er, „so schwer bis hier herauftragen, bei dieser Hitze, das ist schon ein guter Trunk wert. Sie werden uns doch nicht, ausgetrocknet wie wir sind, von hier fortjagen, das müßte man ja in den Kalender setzen, so eine Schandtat. Ich schreibe einen Artikel in die Zeitung über die Gastfreundschaft der reichen Bauern." Die Mutter verschwand alsogleich. Dorli aber sagte: „Nein nein, das kommt gar nicht in Frage, ich mache schnell einen Kaffee, komm, Klaus, hast schon noch Zeit für einen Schluck." Steffen trat frohgemut in die schöne Stube, betrachtete das helle Holztäfer und die Bilder an der Wand, strich liebevoll mit der Hand über die dunkelgrünen Kacheln des großen Ofens, bewunderte die feinen Einlegearbeiten am reichverzierten alten Buffet, setzte sich an den schweren, breitbeinigen Nußbaumtisch und meinte: „Das ist noch gute alte Tradition. Die Bauern hier haben schon noch Geld im Sack und Sinn für gute alte Stücke. Die lassen sich's wohl sein in ihren ererbten schönen Häusern, wenn sie schon von Dreikönig bis Neujahr jammern und bärsten."



Bergheu im Morgenwind
Foto Leonard von Matt

Klaus blieb mitten auf dem gespiegelten, blitzblanken Stubenboden stehen und schaute zum Fenster hinaus. Da nun Dorli mit einem Tablett hinter ihm eintrat, ließ es vor Schreck fast die Gläser fallen und rief: „Himmel Herrschaft, Klaus, wie siehst Du aus! Natürlich, die Hasen, die haben Dir das Sonntagsgewand schön zugerichtet, komm, zeig Dich am Licht." Dorli zog ihn rückwärts zum Fenster. „Eine schöne Geschichte! Hasendreck mit Sauce!" Sogleich begann es mit einem Lappen zu putzen. — „Du, das geht nicht so, mußt Deinen Tschopen ausziehen." Klaus wehrte sich entschieden und lange. Aber Dorli wurde doch Meister. Dabei erlebte es einen neuen Schreck. Der Hemdsärmel, der dabei zum Vorschein kam, war voller Blut.

Klaus schaute ebenfalls ganz verwundert auf seinen Arm, dann aber winkte er ab: „Ist nicht der Rede wert, hat ein wenig durchgeblutet, macht nichts", und setzte sich schnell auf die Bank hinter dem Tisch. Aber Dorli, flink wie ein Wiesel, sprang ihm nach, knöpfte ihn auf und schob den ver-

klebten Aermel zurück. Es sah einen ringsum durchbluteten Verband: „Was hast Du gemacht, Klaus? Und mit diesem Arm trägst Du uns noch die Kiste und das schwere Paket, das ist ja glatt verrückt.“ Und Steffen tat erstaunt: „Hättest Du doch ein Wort gesagt, ich hätte das Zeug schon auf die Schultern genommen. Du gehörst ja in den Spital, schwerverwundet, dienstfrei! Du bringst uns ja mit Deinen Heldenmalen noch um den verdienten Kaffee. Ein trauriger Kamerad.“ Die Mutter rief aus der Kammer, ob Dorli nicht auf die Matte wolle, das Wetter komme schon über den Grat. In der Küche zischte das Wasser und hob den Deckel von der Pfanne. Steffen schilderte seinen fürchterlichen Durst. „Eins nach dem andern“, gab Dorli Bescheid.

So kam es, daß die Mutter, nachdem sie den Sonntagsstaat im Kasten versorgt und ihr Arbeitskleid und die Schürze angezogen hatte, unternehmungslustig in die Stube trat und dabei zwischen den dampfenden Kaffeegläsern den blutigen Arm des Klaus auf dem Tisch liegen sah, und liebevoll über ihn gebeugt und kunstvoll hantierend ihre Tochter Dorli. Steffen begann alsogleich eine lange Erklärung und ließ alle drei nicht zu Worte kommen. Er versäumte dabei nicht, sein halbleeres Glas mit dem guten Schnaps aufzufüllen. „Was ist denn hier los?“ frug die erstaunte Mutter, „sind wir in einem Spital, hier riecht es ja nach Schwerverwundeten!“ Steffen fuhr sogleich dazwischen: „Entschuldigen Sie, Frau Genossenvogt, der Geruch kommt von Ihrem vorzüglichen Bätziwasser, erste Qualität, ich gratuliere.“ Dorli zeigte auf die große Wunde und sagte: „Schau mal her, Mutter, der Klaus sitzt gemütlich in der Bahn, sagt kein Wort, daß er vom Arzt kommt, nimmt die große Kiste und das schwere Paket und trägt alles hieher.“ Klaus wehrte ab, sagte etwas von einer Mähmaschine und einem wilden Roß, und es sei nicht der Rede wert, aber den Tschopen möchte er schon gerne sauber nach Hause bringen.

Zu dem allem ertönte nun plötzlich von draußen lautes, klägliches Rufen einer Bubenstimme: „Mutter, Dorli, ich werde ganz naß; es blitzt und regnet!“ Wie ein Pfeil schießt das Dorli hinaus und kommt in einigen Augenblicken wieder mit einem großen Buben auf den Armen, dessen Beine wie tot hinunterhängen. Steffen schnellt hoch und ruft: „Aha, vom Blitz erschlagen. Jetzt ist das Spital komplett. Die nächsten Patienten bitte auf diese Seite legen. Die Fensterseite ist bereits überfüllt.“ Dorli setzte den Franzli sorgfältig neben den Klaus auf die Bank: „Da nimm meine Schürze, kannst Dir das Gesicht trocknen, schau, was der Klaus für eine böse Wunde hat.“ „Auw“, sagte Franzli, „tuts weh?“ und schaute mit seinen großen blauen Augen verwundert zum Klaus hin. Steffen trat ans Fenster und rühmte das Wetter: „Ein herrlicher Regen, wunderbar dieses Rauschen und Tosen, eine wahre Wohltat nach dieser Hitze, und das allerbeste dabei ist, daß wir hier nicht weggehen können! Unmöglich bei dieser Wasserflut! Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, noch bis gegen Abend bei diesem prächtigen Schnaps sitzen bleiben. Kein Mensch kann uns in diese Schwemme hinausjagen. Klaus, ich richte mich für diesen Abend ein.“ Hiermit goß er sich sein Kaffeeglas voll, ziemlich genau halb und halb. Die Mutter hatte ihm schon lange ziemlich erregt zugehört und zugeschaut; nun platzte sie doch heraus: „Steffen, wenn Ihr so weiterfahrt, dann lasse ich Euch trotz dem Regen und auch wenns noch hagelt, über die Matte und heim jagen. Und Du, Dorli, geh in die Küche und mach Kaffee für die Leute, die werden schön naß heimkommen.“ Dann setzte sie sich zum Klaus, besah sich aufmerksam die Wunde und dann machte sie geschickt und mit erstaunlicher Sorgfalt einen tadellosen Verband: „Leichtsinnig ist's, mit einem solchen Arm herumzulaufen, Klaus, geh bald heim ins Bett und lege den Arm so, daß das Blut zurückfließt, könntest sonst schweren Schaden nehmen.“ Franzli aber wollte nichts davon wissen, daß Klaus heimgehen soll. „Er muß mir eine Geschichte erzählen. Klaus hat mir letztes Jahr eine wunderschöne Geschichte erzählt, ich könnte sie heute noch Wort für Wort hersagen, die Geschichte vom schwarzen Bartli, der den Geißbock gestohlen hat.“

Franzli klammerte sich an Klaus und zog sich noch näher zu ihm hin und bettelte und bat, bis Klaus zu erzählen begann. Dorli kam mit dem beschmutzten Tschopen herein, legte ihn auf der Ofenbank aus und fing an zu netzen und zu putzen. Steffen klopfte mit zwei Kaffeelöffeln einen Walzer auf der Tischplatte. Der Regen rauschte und brauste vor den Fenstern. Franzli hörte mit offenem Mund und glänzenden Augen zu. Aber auch Dorli fand Zeit, immer wieder zum Tisch hinüber zu schauen. Und auch ihm entging kein einziges Wort der schönen Geschichte. Klaus erzählte von einem Bub, der auch, wie der Franzli, lahme Beine hatte, schon als kleines Kind, und der in der Christnacht einen Engel gesehen hat, einen großen, schönen Engel, der ihn vom Bett aufnahm, zum Fenster hinaus trug und mit ihm über die Matte lief, so schnell wie ein Hase. Und da konnte der Bub auf einmal seine Beine bewegen und mitlaufen. — Und gerade in dem Augenblick, da der Engel mit dem Bub gegen das Dorf zukam... — Da ging die Stubentüre auf und der Genossenvogt trat bachnaß herein und hinter ihm sein Sohn und Magd und Knecht. Franzli wollte unbedingt das Ende der Geschichte hören. Aber Klaus wollte nicht mehr weiter erzählen. Er versprach ihm, ein andermal zu kommen und damit fortzufahren.

„Eine schöne Gesellschaft", sagte der Genossenvogt, „sitzen die am Trockenen, bei Kaffee und Schnaps, machen sich ein gemütliches Fest, und wir janzen bachnaß das letzte Fuder zusammen. Was ist das für eine Ordnung in diesem Haus?" Aber seine entrüstete Rede fand bald ein Ende, da die Mutter hereinkam und ihrerseits einige Fragen an die herumstehenden Männer stellte. Am Schluß versicherte sie mit Nachdruck, daß alles Heu rechtzeitig unter Dach gekommen wäre, wenn auch rechtzeitig ein Fuhrwerk am Bahnhof gestanden hätte. — Dann brachte sie Brot und Kaffee und ein mächtiges Stück Käs, fast so groß wie ein Turmdach.

Dorli kommt mit einem großen Buben auf den Armen in die Stube zurück

Was man vom Bett aus sieht und hört.

Spät ging Klaus heim. Er mußte zuvor noch den stark angetrunkenen Steffen zu seiner Mutter heimbringen. Er konnte ihn dort nicht nur so auf der Hausstiege sitzen und reden lassen. Er mußte die besorgte Mutter mit einigen Erklärungen beschwichtigen. — Er bemerkte aber dabei, daß die Mutter nicht zum ersten Mal in dieser sehr bedauerlichen Lage war. — Sie nötigte den Klaus, mit hinein zu kommen, tischte Speck und Rösti auf und setzte ihrem lieben Steffen ein sonderbares Getränk vor, damit er am Morgen kein Kopfweh habe. Klaus machte sich dabei seine eigenen Gedanken. Er fing langsam an zu begreifen, warum der schöne Stefan, der sich modernerweise Steffen nannte, mit seinem Studium nie weiter kam. Klaus malte sich aus, wenn der hoffnungsvolle Sprößling einen energischen

Vater gehabt hätte, und diese zärtliche Mutter nicht so reich gewesen wäre, dann hätte der hübsche Sohn schon längst alle Examen hinter sich und eine glänzende Zukunft voraus. Nun aber, unter den sotanen Verhältnissen, saß er weich und eingesunken, gelb im Gesicht und mit halb offenen Augen hinter seiner Rösti, zu müde, um die Gabel zum Mund zu führen. Es fehlte nicht viel, so hätte die Mutter ihn noch gefüttert wie ein kleines Kind.

Klaus verlor die Geduld. Auch schmerzte ihn sein Arm. Er brach auf. Eilig ging er durch die Dorfstraße. Fand aber doch noch Zeit, lange auf der Straße stehen zu bleiben und zu den Lichtern hinauf zu schauen, die aus den Fenstern des Steinrüti-Hauses schimmerten. Ob das Licht im oberen Stock, das nur gedämpft durch die Vorhänge schien, wohl aus Dorlis Kammer kam? Nicht nur das beschäftigte ihn auf dem Heimweg und während seinem leisen Treppensteigen daheim und in seinem Bett. Er lag lange wach und starrte an die Decke hinauf, die nun wieder von einem bleichen Mondlicht erhellt, deutlich sichtbar war. Klaus hat nicht die Aeste im Holz gezählt, wenn schon seine Blicke über alle Bretter hinwanderten. Seine Augen sahen nicht auf das Holz und nicht auf die wandernden Fliegen, sie schauten ein Mädchengesicht mit blauen Augen, mit blonden Haaren, mit einem lustigen Stumpfnäschen, das ihm nach langem Warten endlich zulächelte.

Am Morgen merkte er erst, wie sehr ihm der Arm weh tat und daß er vergessen hatte, ihn hoch zu lagern. Aber da war es schon zu spät. Er mußte geschwind aufstehen und an die Arbeit gehen. Er kam zu spät in den Stall und später als die andern zum Frühstück. Sein Bruder Xaver knurrte wie ein Sennenhund, anstatt einen Morgengruß zu bieten. Der Vater stand eben vom Tisch auf und gab Anweisungen für die Arbeit. Nur die Mutter erkundigte sich, was der Doktor gestern gesagt habe, und ob er arbeiten dürfe. Klaus sagte, es sei alles auf guten Wegen und er habe im Sinn, noch am Vormittag auf die Alp zu gehen, der Knecht allein sei dort oben übel dran, und ob dieser gut zum Vieh schaue, sei auch nicht gewiß. Die Mutter ließ es nicht dabei bewenden, wollte den Arm sehen und genauen Bescheid wissen. Sie erschrak ordentlich, da sie das Handgelenk und die Achsel so arg geschwollen fand. Alles Protestieren nützte nichts. Sie musterte ihren ältesten Sohn ins Bett, band ihm die Hand an einem Strick hoch, den sie mit einer Schraube in der Decke festmachte. Nun konnte Klaus wiederum zu den Astlöchern und Fliegen hinauf schauen, stundenlang, aber das Mädchengesicht kam nicht mehr so deutlich vor Augen.

Klaus war wütend. Aus einer Bemerkung Dorlis hatte er erfahren, daß es heute auf die Bodenalp gehen wolle. Sie hätten ein schönes Stück weit den gleichen Weg gehabt, bis fast über den Wald hinaus. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als von seinen Kissen aus den Weg Kehr um Kehr zu verfolgen und sich in seiner Phantasie auszudenken, wann und wo es jetzt wohl sein möge, und ob es vielleicht auch einmal stehen bleibe und nach ihm Ausschau halte.

Abgesehen von diesem Herzweh, war es für den Klaus immerhin sehr interessant und aufschlußreich, einmal einige Tage im Bett zu liegen. Die Böden und Decken in einem Bauernhaus sind nicht für Geheimnisse geschaffen. Klaus hörte jedes Wort aus Stube und Kammer und auch die Gespräche aus der Küche drangen bis an sein Ohr. Er war seit seiner Kinderzeit noch nie krank gewesen. Nun vernahm er allerlei, was ihn merkwürdig anmutete. Er hörte, wie der Vater dem Xaveri sagte, er solle sich rüsten und auf die Alp gehen. Hörte, wie sein Bruder daraufhin der Mutter in der Küche erklärte, er gehe nicht. Sie solle dafür sorgen, daß der Vater selber hinaufgehe. Die Mutter widersetzte sich diesem Anliegen nicht lange. Dann vernahm Klaus wieder, was für Gründe die Mutter dem Vater vorlegte, Xaver müsse unbedingt dableiben und warum es nötig sei, daß der Vater selbst auf der Alp nach dem Rechten sehe. „Aha, so wird das gemacht", dachte Klaus. Von nun ab verfolgte er mit gespannter Aufmerksamkeit das Gehen und

Geißbuben auf der Hochalp mit Tödi und Glärnisch

Foto Groß, St. Gallen

Kommen im unteren Stock. Die Abreise des Vaters. Das Höhnen der Magd. Wie der Xaveri zum z'Nüni vom besseren Speck verlangte, der sonst nur am Sonntag auf den Tisch kam. Wie er ein Glas Wein dazu begehrte, wegen Magenweh. Und wie es die Mutter auch prompt im Keller holte. Klaus wunderte sich, wie das all die Tage so wie selbstverständlich vor sich ging. Hatte er denn die ganze Zeit nie davon etwas gemerkt? Er wußte schon, daß die Mutter seinem Bruder immer wieder etwas Besonderes auf die Seite legte, oder in den Rucksack packte. Immer wieder hatte er vernehmen müssen, wie der Xaver ein schwächliches Kind gewesen sei, und mit seiner Gesundheit immer noch Schwierigkeiten habe. Aber daß Xaver in einem solchen Kommandoton mit der Mutter verkehrte, drohte und sie einschüchterte, das hätte er doch nie gedacht.

Wie der Namenspatron helfen muß.

Klaus war froh, daß es mit dem Arm nicht schlimmer kam. Er stand um manche Erfahrung reicher von seinem Bett auf. Auch für die Liebe ist es von ganz eigenartigem Gewinn, das unruhige Herz zwischen weiche Kissen einzubetten und dort gewaltsam festzuhalten. Sie wird dabei nur kräftiger und mutiger, mit märchenhaften Plänen bereichert und zu heldenmäßigen Opfern bereit.

Er mußte lange warten, bis er das Dorli wieder einmal zu Gesicht bekam. Und zwar just auf dem Alpweg, wie er es sich ausgedacht hatte. Einige Schritte ob dem Wald, bei der großen Wettertanne, stand es plötzlich vor ihm. Was hatte er sich nicht alles ausgedacht in den kranken Tagen und Nächten und in der Zeit seither. Ohne jedes Herumreden wollte er froh und offen von seiner Liebe reden, von seinen ausgeheckten Plänen, von einer schönen gemeinsamen Zukunft. Nun war der Augenblick gekommen. Dorli stand leibhaftig vor ihm, mit roten Backen und munterem Lachen, der Wind spielte mit seinen blonden Haaren und die Sonne glänzte in seinen Augen. Nun wollte Klaus mitten in dieses liebe

Gesicht hinein kecke Worte sprechen und wenn immer möglich gleich heute noch einen währschaften Kuß auf die frischen Backen drücken. Aber nach dem Guttag sagen, fand er schon keine Worte mehr. „Wie geht es Dir mit dem Arm?", frägt Dorli. „Jaso, der Arm, ja, der Arm, der ist schon lange wieder gut", sagt er trocken, fährt sich mit dem Handrücken über die Lippen und kaut an seiner Alpenrose. „Wie gehts daheim?", frägt Dorli wieder. „Ja, wie sonst, alles in Ordnung. Die Prämie-Kuh hat letzte Nacht ein Kalb gehabt". Und unterdessen denkt er: „Ich bin auch ein Kalb". Und dann fährt er fort: „Nein aber, ich wollte Dir noch etwas sagen. Wegen dem letzten Mal, ich wollte doch auch auf die Alp am selben Morgen, weil Du gesagt hast, Du gehest auch". Dorli lachte: „Ich weiß nicht mehr, das ist schon so lange her, ich glaube fast, ich bin dann nicht gegangen." Nun wars natürlich endgültig Schluß. — Das brachte den Klaus völlig aus dem Konzept. Er würgte noch eine Zeitlang, dann brachte er endlich mühsam die Worte zustande: „Dorli, ich möchte einmal mit Dir allein reden." Das Mädchen schaute rings umher und meinte fröhlich: „Wir sind ja allein, siehst Du jemand, hörst Du jemand kommen?" Klaus drehte sich mit seiner Traggabel ringsum. Er fand keinen Menschen, aber auch keine Worte: „Dorli, ich hätte Dir viel zu sagen, wenn..." Das Mädchen verstand die Sprache seiner Augen besser als sein Reden. Es sagte: „Klaus, ich gebe Dir einen guten Rat, nimm Bleistift und Papier und schreib Dir alles auf. Und am nächsten Donnerstag um die selbe Zeit, bringst Du mir auf dem Zettel, was Du mir sagen willst, hierher. Behüt Dich Gott!" Dann drehte es lachend sein Gesichtlein der Talseite zu und ging seelenruhig bergab. „Dorli, Dorli, so hör doch", rief er ihm nach. „Am Donnerstag", kam es vom Wald her zurück, und schon war die hübsche Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden.

Klaus stampfte mit dem Fuß auf den Boden, schlug mit seinen Bergnägeln Funken aus den Steinen. Er hätte sich die Haare ausreißen mögen, hätte am liebsten seine Traggabel ins Tobel hinuntergeworfen und wäre nachgesprungen. „So ein Esel!", rief er laut, „so ein Mostochs! Die Kuh hat gekalbert, so einen Wurstsalat erzähle ich dem Dorli, anstatt zu sagen..." jetzt, natürlich viel zu spät, jetzt kamen ihm die Worte gleich haufenweise in den Sinn und was für Worte. Er hörte sie zart und schmeichelnd von seinen Lippen kommen. Jetzt hätte er sie wie Zuckersteine dem lieben Mädchen zwischen die Zähne stecken können. So ein Hornvieh, stampfte er nochmals wütend auf und ging dann langsam den Weg hinauf, nicht ohne sich einige Male mit der harten Faust kräftig an die Stirne zu schlagen. „Nicht einmal einen Gruß habe ich ihm mitgegeben, nicht einmal dem Franzli, so ein vernageltes Kanonenrohr bin ich."

Klaus war doch sonst nicht so schüchtern. Im Militärdienst hat er manches junge Mädchen keck um die Mitte genommen und zu einem wilden Tanz geführt. Er hat ihnen gerne lustige und auch hitzige Worte ins Ohr geflüstert. In den Herbstnächten und auf die Fastnacht zu, ist er oft und oft, schon als junger Bub von Haus zu Haus gezogen und hat seine Nachtbubensprüche immer mit neuen Versen ergänzt.

Seine blöde Wortlosigkeit dort oben bei der Wettertanne ließ ihm die ganze Woche keine Ruhe. Er kam bald wieder von der Alp zurück und ging heim auf das Rittersloh. Dort konnte er am Abend lange in der Ecke sitzen, ohne ein Wort zu reden. Er schaute seinem Vater zu, der um diese Zeit oft mit seinen Schreibarbeiten beschäftigt war. Sollte er mit dem Vater ein Wort darüber reden? Der große, schwere Mann, mit den angegrauten Haaren, mit den wuchtigen Schnäuzen, der ihm jetzt so nahe über den Tisch gebeugt vor den Augen war. Der Vater hatte noch immer und für jede, auch noch so schwierige Lage ein träfes Wort, einen guten Rat. Klaus betrachtete die Runzeln neben dem Auge, die Brille, die gar nicht zu seinem Gesicht paßte und ihm schief auf der Nase lag. Klaus dachte plötzlich: Mein Vater wird alt. Er hat in letzter Zeit ein schlechtes Aussehen. Und doch hört man ihn nie klagen. Nur daß er berg-

auf öfter stehen bleibt und mühsam Atem holt. Aber er ist doch immer der Erste bei der Arbeit und auch nach Feierabend nie müßig. Nein, mit dem Vater konnte Klaus nicht darüber reden. Und auch mit keinem andern Menschen. Wie leicht hatte er früher mit seinen Kameraden über Mädchen gesprochen, sie durchgehächelt, über sie gelacht. Jetzt aber, von Dorli zu sprechen, das war unmöglich. Es schien fast so, als ob ihm ein Riegel vor den Mund geschoben sei.

Am Sonntag in der Früh gingen sie von daheim, vom schönen Haus im Rittersloh fort in die Kirche. Klaus spähte wie ein Raubvogel, ob vorne, von der Halde her, wo der Weg von der Steinrüti einbog, das Dorli daher käme. Er sah niemand kommen. Auf dem Kirchplatz schaute er ringsumher, keinen Menschen gewahrte er von ihren Leuten. In Gedanken versunken kniete er in der Bank und sann tief bekümmert nach, ob sich wohl bei ihnen ein Unglück ereignet habe. Sobald jedoch der Chor auf der Empore zu singen begann, da erkannte er Dorlis Stimme, die aus allen an Wohlklang und Fülle herausstach. Nun war Klaus wieder beruhigt, aber sein Gebet war nicht eben viel wert. Er bewunderte mehr die helle, jubelnde Stimme, und seine Gedanken wanderten eher rückwärts auf die Empore hinauf, als daß sie sich demütig anbetend vor dem Mysterium sammelten. Und doch fiel ihm just in der Kirche eine gute Idee in den Sinn.

Ohne daß er ein Geräusch gehört hätte, stand Dorli hinter ihm

Der Donnerstag, der lang ersehnte Augenblick kam. Klaus war schon früher als verabredet bei der Wettertanne. Er stellte seine Traglast an einen Baumstamm nebenan, zog aus der Tasche ein sorgfältig eingewickeltes Rähmchen, mit einem Bild des Bruder Klaus, suchte einen faustgroßen Stein und begann nun das gerahmte Bild mit Nägeln an diesen Baum zu heften. Dorli kam auch schon vor der Zeit und mit eiligen Schritten aus dem Wald heraus. Ohne daß er ein Geräusch gehört hätte, stand es plötzlich hinter ihm und fragte: „Warum machst Du das?“ Klaus wendete sich erschrocken um, mit dem Stein in der Hand sagte er ihm guten Tag. „Warum nagelst Du den Bruder Klaus an?“ fragte Dorli wieder. — Nun sprudelte Klaus, seinen längst bereit gehaltenen Satz heraus: „Eh ja, das ist doch mein Namenspatron, und hat auch eine Dorothea zur Frau gehabt.“ Da wurde des Mädchens Gesicht plötzlich ernst. Die Lider, mit den langen zitterigen, hellen Wimpern legten sich sachte über die Augen. Dorli schaute zu Boden. Klaus sah, wie sich die Wangen des Mädchen langsam röteten, und wußte, daß es ihn verstanden hatte. Er konnte nicht erraten, was hinter der hohen, glatten Stirne vor sich ging, aber mutig redete er weiter: „Nur will ich Dir dann nicht mit fünfzig Jahren davonlaufen, wie der Bruder Klaus. Dorli, ich will dann das ganze Leben lang bei Dir sein, und lieb mit Dir sein.“ Dorli schaute nur

einen kurzen Augenblick zu ihm auf, dann senkte es seine Blicke wieder und schwieg. Klaus ergriff des Mädchens Hand. Er glaubte seinen Herzschlag darin zu fühlen. „Dorli, liebes, gib mir ein gutes Wort. Hast Du mich denn nicht auch gern? Ich kann Tag und Nacht nur mehr an Dich denken und träume von Dir.“ Ohne das Gesicht zu erheben sagte Dorli, mit einer so zarten Stimme, daß er es kaum hören konnte: „Das habe ich auch schon getan, von Dir geträumt. Und der Franzli hat auch von Dir geträumt, und hat mir diesen Traum erzählt, wie Du in einer Winterhütte, ganz allein gehauset hast, mutterseelenallein, und wie der Tod zu Dir gekommen ist. Franzli sagte, Du warst so jung wie jetzt.“ So ganz voll Ernst und Trauer sagte Dorli diese Worte, daß dem Klaus ein kalter Schauer über die Haut lief. Er hielt die liebe Hand nur fester, kam näher und sprach: „Dorli, meine Träume sind viel schöner. Ich sah Dich als meine Frau, schön wie Du bist und froh, bei mir zuhause auf dem Ritterloh, Du hast einen kleinen Buben im Arm und ein Mädchen an der Hand gehalten und hast mir zugeschaut, wie ich vom großen Spalierbaum unter den Stubenfenstern lauter goldene Früchte abgenommen habe. Und ich war auch jung, und Du warst jung und so schön wie jetzt. Dorli, gefällt Dir dieser Traum denn nicht?“ Nun endlich richteten sich die herrlichen blauen Mädchenaugen offen auf sein Gesicht. „Doch, Klaus, Dein Traum gefällt mir gut. Ich weiß nur nicht, warum mir so schwer im Herzen ist.“ Klaus griff mit beiden Händen zu und wollte das Mädchen an sich ziehen. Es aber entwand sich ihm und sagte: „Laß mich jetzt gehen. Ich kann jetzt nicht noch mehr sagen. Sei lieb und laß mich.“ Aber Klaus war keineswegs willens, das Dorli aus seinem festen Griff zu lassen. Sah aber, daß sich Tränen unter den geschlossenen Wimpern hervorwagten. Da wurde er nachgiebig. „Wann kann ich Dich denn wieder sehen?“ „Bald“, flüsterte Dorli und trat auf den Weg, „behüt Dich Gott, Klaus!“

Nun stand er wieder da, ohne einen Gruß mitzugeben, ohne ein Wort zu finden und schaute unbeweglich, wie das Mädchen langsam und gebeugten Hauptes den schmalen Bergpfad hinauf schritt. — In seinem Kopf grummselte und summselte es, wie in einem aufgescheuchten Bienenschwarm und sein Herz schlug wie ein Steinbrecher. Wenn nicht Leute aus dem Wald heraus auf ihn zu getreten wären, dann hätte er wohl bis zum Zunachten, starr wie ein steinerner Heiliger, den Weg hinauf geschaut.

Zarte Kräuter unter groben Nagelschuhen.

Steffen, der verkrachte Student, spielte so halbwegs den Advokaten, reiste viel in die Stadt, war oft in den Schreibstuben des Rathauses zu sehen und verkehrte in diesen Tagen in allen alt eingesessenen Bauernhäusern. Er hatte in einer Urkunde über die Wasserrechte eine unklare Stelle entdeckt, diese mit den Eintragungen im Grundbuch verglichen und sprach nun bei allen Genossenbürgern davon, daß hier ein altes Recht mißachtet worden sei. Die Gemeinde, der Kanton, ja sogar der Bund müsse ihm recht geben. Wenn man einen Prozeß führe, dann könne man auf fünfzig Jahre zurück große Forderungen geltend machen. Aus der Summe könne die Korporation die schönste Alp weit und breit kaufen und darüber hinaus noch jedes Jahr einen großen Betrag an die Genossenbürger verteilen.

Steffen hatte darüber zuerst mit dem Genossenvogt gesprochen. Dieser hatte die Akten genau studiert, ruhig Für und Wider erwogen und war zur Meinung gekommen, daß ein Prozeß zu gewagt und nicht ratsam sei. Steffen hatte so lang auf ihn eingeredet, bis der Genossenvogt die Faust auf den Tisch schlug und ihn zum Teufel wünschte. „Solange ich in der Korporation etwas zu sagen habe, wird nichts aus dem Prozeß, so entschieden, so bleibt's.“ Diese letzten Worte gebrauchte der Genossenvogt bei jeder Gelegenheit, bei jedem Kauf und Verkauf und auch bei seinen täglichen Anweisungen für Küche und Stall. Steffen nahm demnach diese Worte nicht so verbindlich auf und begann wiederum mit seinen Argumenten und seinem Redeschwall. Der

große, starke Mann hinter dem Tisch verlor seine Geduld vollends, packte den Steffen am Haarschopf, schlug seine Nase ein paar Mal heftig auf die schwarze Schieferplatte, dann kam er um den Tisch herum, lüpfte den bleichen Studenten am Kragen hoch, trug ihn hinaus und warf ihn im kühnen Schwung zur Haustüre hinaus. Steffen fiel der Länge nach hin, seine Finger gruben sich im Gleiten in die nasse Erde ein. Kaum aufgestanden, griff er nach seiner zerquetschten Nase. Das Gesicht voll Dreck, die helle Kleidung von oben bis unten beschmutzt, rief er zurück: „Das müßt Ihr mir teuer bezahlen, mit schwerem Geld bezahlen!" Sobald jedoch der Genossenvogt nur eine kleine Bewegung auf ihn zu machte, lief der jämmerlich zugerichtete Jurist schleunigst davon.

Nun versuchte Steffen sein Glück bei den andern Mitgliedern des Genossenrates. Hetzte gegen den Genossenvogt und versprach ihnen goldene Millionen. Weil diese auch nicht so leicht zu begeistern waren, suchte Steffen jüngere Korporationsbürger auf, die noch nicht lendenlahm, wie er sagte, und für eine so sichere Sache mutig und angriffig genug waren. Auf seiner Propagandareise kam er auch ins Rittersloh. Klaus hörte ihm nicht lange zu. Er hatte jetzt andere Sorgen und viel wichtigere Gedanken im Kopf. Der Vater wollte um alles Geld keinen Unfrieden und ging auch bald aus der Stube. Xaver aber, der ohnehin auf Geld wie versessen war, hörte ihm mit größter Aufmerksamkeit zu, war von der ersten Stunde an begeistert, fluchte über den Genossenvogt: dem wolle er es dann schon besorgen. Xaver ging auch mit Steffen zu andern Genossen, hockte jeden Abend in einer andern Stube und redete bald so viel und so draufgängerisch wie Steffen.

Maien-Glück
Foto Benedikt Rast, Fribourg

Der Herbst kam ins Land, mit Nebel an den Hängen, brachte die längeren Abende und vertrieb langsam die Leute von den Matten und Feldern. Klaus packte jeden Morgen den Rucksack und ging in die „Spreiti" hinauf zur Arbeit in den Wald. Das Heimen Rittersloh grenzte mit seinem äußersten Zipfel an den Talbach, dort wo ein Steg über das schäumende Wasser führt. Jenseits des Baches reichte der Spreitiwald bis an den Steg. Diese Spreiti, die bergauf immer breiter wurde und zu der in ihrem oberen Teil, mitten im Wald, eine sonnige saftige Matte gehörte, war früher ein Teil des Heimwesens Rittersloh gewesen. Der steile, prachtvoll gesunde Wald mit hohen Stämmen und seine schöne Matte waren vor vielen Jahrzehnten bei einer Erbschaft in andere Hände gekommen. Der Vater im Rittersloh hatte diesen Teil nun wieder in Pacht. Hätte ihn aber für's Leben gern gekauft. Aber der Besitzer, ein angesehener Genossenbürger, war zufrieden mit dem Pachtzins und wollte vorläufig von einem Verkauf nichts wissen. Klaus war immer angehalten worden, den Wald so zu schonen und zu pflegen, als ob er einmal in eigenen Besitz übergehen und dann seinen vollen Wert haben sollte. Die Spreiti war dem Klaus in letzter Zeit noch aus einem anderen Grunde besonders lieb. Rechts oben neben der Matte, dort wo einige alte Tannen ihre hohen Stämme

besonders weit in den Nebel hinauf reckten, dort sah man über das Tal hin nach vorn ganz prächtig das Steinrüti-Haus stehen. Wenn Klaus seine Suppe zum Mittagessen wärmte, dann benützte er nicht das Feuerloch in der halbverfallenen Spreitihütte, er machte sich ein Feuer an bei seinem Auslug und versäumte nie, nasses Moos und grüne Aeste auf die Glut zu legen. Damit die Rauchfahne recht deutlich und auffällig aus den Bäumen aufsteige. Er vergaß auch nie seinen lustigsten Jauchzer mit dem Rauch in die Luft hinauf zu schicken. Damit ein gewisses Mädchen auf der andern Talseite genau Bescheid wissen konnte, wer da oben in der Spreiti, an der Arbeit war.

Einsam ist es hier oben. Tobel und Felsen schließen die Außenwelt ab. Kein Weg führt hier vorbei, und der Zugang ist nur von weit oben her, oder über den schmalen Steg am Talbach ungefährlich. Klaus kann also nicht erwarten, sein Dorli zu Besuch zu bekommen. Aber ihm genügt es zu wissen, daß es seine Gedanken hierher lenkt, wenn er mit seiner Axt am Werk ist.

Und doch steht es heute unvermutet vor ihm, ein Körbchen in der Hand, eine Schürze voll Kräuter und ein Lachen im Gesicht, wie der strahlende Morgen. „Wie kommst Du hierher?“ frägt Klaus erstaunt. „Von Deinem Engel getragen, Klaus.“ „Was für ein Engel, was hab ich denn für einen Engel?“ Lachend erklärt ihm Dorli: „Dein ganz persönlicher eigener Engel. Du hast doch dem Franzli eine so schöne Geschichte von einem Engel erzählt, der den lahmen Bub über die Matte fortgetragen hat. Diesen Engel habe ich für heute bestellt und nun bin ich da. Jetzt mußt Du nur schauen, daß ich ebenso gut wieder zurück und heim komme.“ Klaus wehrte ab: „Aber nicht so schnell, zuerst mußt Du essen und trinken.“ Er bläst eifrig in die Glut, holt Wasser, braut einen Kräutertee, kramt Käs und Speck aus seinem Rucksack und spielt Gastgeber. Zutraulich setzt es sich neben ihn auf einen großen Stein breitet seine Schürze aus und beginnt die gewonnenen Kräuter zu sortieren. Derweil Klaus das Essen rüstet ordnet Dorli die Blätter und Blümlein und redet dazu: „Das ist gegen Bauchgrimmen, das gegen Mutters Husten, das für die Kalberkuh, dies gegen Leberleiden, und das, solche habe ich leider nur wenige gefunden, die sind gegen den Liebesschmerz.“ „Aber Dorli“, frägt Klaus treuherzig, „brauchst Du denn viel von dieser Sorte?“ Es schaut ihn mit einem dunkeln, tieftraurigen Blick an und sagt: „Wenn man seinen Liebsten so lange nicht sieht und hört, wie soll ich denn so mit meinem Herzweh weiterleben können?“ Jetzt fliegt die Gamelle plötzlich von der Stange, die Glut fliegt nach allen Seiten, so schnell springt Klaus auf das Mädchen zu. O weh, die schön sortierten Kräuter fliegen auch weit umher. Mit einem Ruck reißt er Dorli hoch und so eng an sich, daß es keinen Atem mehr findet. Zu allem noch verschließt er ihm den Mund mit seinen heißen Lippen. Es kann sich nicht wehren, kann sich nicht mehr bewegen. Und dann will es auch nicht mehr. Es liegt so gut in seinen Armen, so beschützt an seiner wild pochenden Brust. Das Feuer knistert. Ein Vogel singt. Der Wald rauscht. Sie hören es nicht. Sie sind von ihrem Glück in eine andere Welt getragen. „Du Liebes Du“, flüstert er zwischen den Küssen, „jetzt gehörst Du für immer mir.“ Und da es endlich wieder eine Hand bewegen kann und sich die Haare aus dem Gesicht streicht, strahlt es ihn aus seinen blauen Sternlein an und sagt: „Das Herz hat mir einen Streich gespielt, Klaus. Eigentlich wollte ich mit ernster Miene an Dir vorbeigehen, und ich habs auch getan, wollte Dich warten lassen und Dir aus dem Weg gehen. Dann hat mich mein Herz nicht schlafen lassen, hat mir Tag und Nacht weh getan, daß kein Doktor mehr und keine Klosterfrau helfen konnte.“ „Ja und jetzt?“ frägt Klaus mit bebender Stimme. „Und jetzt“, sagt Dorli ernst und seine Augen lachen, „hat das Herz allein die Regierung vollständig übernommen.“ „Und, geht's jetzt besser“, will Klaus wissen, „hast Du keine Schmerzen mehr?“ Dorli richtet seinen Blick über die wild verstrubelten Haare des lieben Klaus hinaus und redet wie verträumt: „Jetzt geht es mir so, wie wenn ich durch eine dicke, tiefe Nebeldecke falle, immer weiter falle, immer Dir zu. Und ich will gar

nicht mehr mir gehören, sondern nur Dir, nur Dir ganz allein." Das ist zuviel für den Klaus. Er will danken, will reden, will vor Liebe und Freude übersprudeln und muß gar sehr aufpassen, daß er sein liebes Mädchen mit den starken Armen nicht zerdrückt. Die Gamelle bleib im Feuer liegen und schmilzt. Klaus sucht nach Worten und findet keine, weil auch die schönsten Worte diesem Glück nicht standhalten können. Da

Die Kirche St. Cassian bei Sils inmitten reifer Aehren

Dorli endlich wieder frei atmen kann, und die übergroße Freude im Gesicht seines Freundes sieht, streicht es ihm lind die Haare aus der Stirne und sagt schlicht: „Klaus, ich bin Dir immer treu. Nichts kann uns von jetzt an trennen, nichts!" Laut spricht es diese Worte, wie ein Schwur. Klaus nimmt des Mädchens Hände, hält sie lieb umschlossen und sagt: „Ich will Dich behüten, wie die Erde das Gold behütet."

Dorli hört diese Worte, sie dringen ihm tief ins Herz hinein. Es senkt seinen Blick zu Boden. Dort liegen seine gesammelten Kräuter weit verstreut. Still fängt es an zwischen Farn und Gras die verlorenen Blümchen und Blätter zu suchen. Klaus hilft ihm. Sorgfältig legt er die zarten Kräutlein zusammen.

Frommes Beten und böses Tun.

Unter den Genossenbürgern bildeten sich zwei Parteien. Die erfahrenen und gesetzten Männer wollten von einem Prozeß nichts wissen. Die jungen und die heißköpfigen bildeten eine geradezu revolutionäre Gruppe. Steffen hielt kleine Versammlungen in der Wirtschaft ab, feuerte mit seinem bekannten Redeschwall zu mutigen Taten an und versprach ihnen gewaltige Summen. Der Xaveri vom Rittersloh war einer der Hitzigsten. Er unterzeichnete als erster die Eingabe an den Genossenrat. Er sprach davon, daß man bei den Neuwahlen in der nächsten Genossenversammlung alle Gegner

der Initiative mit Befürwortern ersetzen werde und sammelte Stimmen bis in die letzte Behausung hinauf. Sein Vater hatte mit ihm manchen heftigen Streit deswegen durchgestanden. Xaveri blieb unbelehrbar. Er ließ oft mitten am Tag die Arbeit zuhause liegen und zog mit Steffen auf Werbezüge. Auf diesen nächtlichen Märschen und Fahrten heckten die beiden auch noch andere heimliche Pläne aus.

Klaus mußte in den Wiederholungskurs einrücken. Ungern packte er den Tornister, zählte schon am ersten Abend die Tage bis zur Heimkehr und war mit seinen Gedanken viel mehr in der Steinrüti, als bei den neuen Waffen. Während den Manövertagen erhielt er plötzlich Bericht, er müsse nach Hause, der Vater sei schwer krank. Er bekam Urlaub. Man führte ihn mit einem Jeep die weite Strecke bis zur Bahn hinab. Das war eine lange und böse Fahrt für den Klaus. Er konnte sich ausdenken, daß es schlimm stehen müsse, sonst hätte man ihm nicht so dringlich berichtet. Es war schon viel Zeit vergangen, bis sie ihn in der Gebirgsstellung gefunden hatten, bis der Hauptmann den Urlaubsschein zugestellt und den Wagen zum Transport zur Verfügung hatte. Und dann die weite Strecke auf der Bahn mit den schlechten Verbindungen. Klaus war wie auf die Folter gespannt. Gewiß noch mehr hätte er durchmachen müssen, wenn er gewußt hätte, was in seiner Abwesenheit alles geschah.

Im Haus zum Rittersloh sind die Vorhänge in der Kammer zugezogen. Schwer geht der Atem des kranken Vaters. Die Haare sind an die Stirne geklebt. Wieder öffnen sich die Augen und schauen in ein Gesicht, das sie nicht mehr erkennen. Die Flamme der Kerze wird größer und raucht. Das Beten der Frauen, dieses Stöhnen aus erschrockenen, gepeinigten Herzen wird langsam. Nur die Pflegerin wagt es, durch das Zimmer zu schreiten, Hand anzulegen, Kühlung zu schaffen und einen Versuch zu unternehmen, ob er noch trinken kann. Längst ist sein Bemühen, Worte zu formen, einen Laut von sich zu geben, verebbt. Sein Griff in die Bettdecke wird locker. Dann und wann fährt die Hand gegen den Kopf zu und bleibt auf halbem Wege liegen, zuckt und sucht und wird still. Die Kerze tropft zischend in die Vaterunser hinein. Während hier alle Augen aufmerksam jede Veränderung erspähen, durchsuchen im andern Zimmer andere Augen Fach um Fach.

Xaver hat an Vaters aufgehängten Kleidern einen dünnen Ledernestel entdeckt, wußte, daß an diesem der Schlüssel zum Geldkasten hing. Er hat ihn zu sich genommen und nun den sichersten Augenblick abgewartet, um die Fächer zu öffnen und zu durchsuchen. Zu seiner eigenen Ueberraschung findet er ein ganzes Paket Hunderter Noten. Er läßt einige davon liegen und nimmt die andern in seine Taschen, sucht weiter nach Wertschriften, packt ein und schiebt die Fächer wieder zu. Sein Gehör ist auf das äußerste angespannt, um bei jedem verdächtigen Geräusch zu verschwinden, seine Augen wandern ängstlich und begierig nach allen Seiten. Lautlos drückt er den Deckel zu. Vorsichtig dreht er den Schlüssel behutsam im Schloß. Wie eine Katze schleicht er mit seinen bloßen Füßen zur Türe, öffnet einen schmalen Spalt breit, schaut in den Gang hinaus und verschwindet, ohne daß die Türe auch nur den leisesten Laut von sich gibt. Vor der Haustüre nimmt er die Holzschuhe in die Hand und geht in den Stall hinüber. Bald darauf kommt er mit schweren Schritten über die Steinplatten auf das Haus zu, kommt in die Kammer und kniet bei den Frauen hin. Seine Stimme mischt sich in die Gebete.

Klaus kommt zu spät. Er trifft den Herrn Pfarrer auf dem Heimweg. Von ihm vernimmt er die niederschmetternde Nachricht. Mit schonenden Worten und mit aufrichtiger Anteilnahme berichtet ihm der hochwürdige Herr den unverständlichen Hergang. Ein Schlaganfall habe den Vater mitten in der Arbeit gefällt. Zwar habe die kräftige Konstitution die erste Wucht überwunden. Gestern noch habe er wieder klaren Verstand und alle Bewegungsfreiheit zurück erhalten. Aber nur für ganz kurze Zeit. Auf einmal sei er wieder kraftlos in die Kissen zurück gesunken und seitdem habe er mehr und mehr dem Tod nachgeben müssen. Der Pfarrer begleitete den Klaus den

ganzen Weg zurück, um ihn in diesem schweren Schmerz beizustehen.

So kam Klaus mit seinem Tornister und Karabiner heim. Seine Schwester, s'Annili fiel ihm vor der Haustüre weinend um den Hals, von Schluchzen und Jammern geschüttelt.

„Des Vaters Willen treibt mich fort."

So greift der Tod ruchlos in eine blühende Familie hinein, mitten in Pläne und in die Arbeit, die so viele Jahre ohne Unterbruch geordnet ihren Fortgang genommen. Fährt wie ein Blitz in ein Haus und läßt Jammer und untröstlichen Verlust zurück. Die Bekannten und Verwandten füllen das Haus und die so schmerzlich und langsam verrinnende Zeit. Dringliche Botengänge und Berichte unterbrechen die endlosen, traurigen Gespräche. Der Totengräber mit seinem Pochen und Hämmern wühlt noch einmal den Schmerz aus allen Tiefen auf. Dann sammeln sich an einem Morgen die Leidleute vor der Türe. Der schwere Sarg wird hinausgetragen und aufgeladen. Ein langer betender Zug folgt dem Vater auf seinem letzten Gang zum Friedhof.

„Der Wille meines Vaters ist mir heilig!"

Leer ist ein Haus, das den Hausvater mitten aus den besten Jahren hat hergeben müssen. Hohl tönen die Schritte in den Stuben und Lauben. Laut tickt die Uhr und mißt die Zeit, die sinnlos und wie müde in die Ewigkeit verrinnt.

Klaus ging die ersten Tage wie betäubt seiner Arbeit nach. Annili half ihm in guten Treuen und mit rotverweinten Augen. Xaver lag im Bett und ließ sich von der Mutter pflegen, die sich von ihrem Kummer und ihrer Not nicht erholen konnte. Schwer hatte das Schicksal den Klaus getroffen. Aber es hielt für den jungen starken Mann noch weitere Schläge bereit.

Nach dem feierlichen dritten Gedächtnis in der Kirche, vernahm Klaus von seiner Mutter, daß der Vater in den letzten Tagen ein Testament diktiert habe. Sie hätten nach einem Notar geschickt, aber keine amtliche Urkundsperson in so kurzer Zeit herbeirufen können. Das Testament sei deshalb nicht in aller Form rechtsgültig, bekunde aber den letzten Willen des lieben Toten. Die Mutter fragte den Klaus, ob er auch so den Willen seines Vaters anerkennen wolle. Sie saß so hinfällig, so müde hinter dem Tisch. Ihre Züge waren so voll Kummer und Elend. Klaus brachte es nicht übers Herz noch weiter zu fragen und die zerschmetterte Mutter damit zu quälen. Er sagte: „Der Wille meines Vaters ist mir heilig, auch wenn er nicht mit allen Vorschriften und Klauseln des Gesetzes übereinstimmt."

Annili schluchzte laut auf. Und Xaveri, der zu dieser Besprechung erstmals aufgestanden war und in Vaters hohem Lehnstuhl saß, hustete lange und vergrub sein Gesicht in sein Nastuch. Dann brachte die Mutter das Testament, zeigte dem Klaus und dem Annili die Unterschrift, die sie beide als Vaters Schriftzüge erkannten. Dann las die Mutter mit zitteriger Stimme vor.

Klaus wurde während dem Lesen bleich. Er mußte sich mit beiden Händen an der Tischplatte festhalten. Er hörte, aus den schwerfälligen Sätzen, daß Xaver das Rittersloh mit allem, was dazu gehört und mit den Alprechten übernehmen solle und seine beiden Geschwister mit Hypotheken und barem Geld und Schuldscheinen auszahlen solle. Ein Monat nach dem Hinscheiden solle Nutzen und Schaden für den Sohn Xaver beginnen. Klaus hörte nicht weiter, was für Verfügungen noch den Erbteil der Mutter betraf. Er hörte nicht einmal das überlaute Aufweinen Annilis und nicht das Karcheln und Husten Xaveris. Er war geschlagen und zerschmettert.

Klaus konnte nicht länger in der dumpfen Luft der Stube sitzen bleiben. Kein einziges Wort brachte er aus seiner zugeschnürten Kehle. Jäh stand er auf und ging schwankend aus der Stube, trat hemdärmelig, wie er war, in die rauhe Herbstnacht hinaus und lief in die Matte hinein. Gebeugt und unsicher wie ein alter Mann lief er so lange, bis er mit seinem Kopf gegen einen Baumstamm schlug. Dort blieb er stehen, starrte in die Dunkelheit, die von streichenden Nebeln erfüllt war. Seine Gedanken, die ihm das Herz im Leibe umdrehten, kamen immer wieder zu dem Einen zurück: Fort muß ich, von meines Vaters Heimen fort, nach dem Willen meines Vaters, fort. Und dann die Frage, wohin! Er sah seine Pläne mit Dorli in einer weiten Zukunft verschwinden. Wie war es tränenüberströmt zu ihm gekommen. Wie hatte es mit guten und lieben Worten versucht, ihm Trost zu spenden, sein wehes Herz zu beschwichtigen. Wie war es mit innigen Gebeten und in hilfloser Ergebenheit an des toten Vaters Bett gestanden. In diese Erinnerungen hinein trafen wieder die Worte des Testamentes wie Hammerschläge. Klaus schrie laut auf: Fort muß ich, fort ab unserem Heimen! Des Vaters Wille treibt mich fort. Was habe ich Dir zuleid getan, Vater! Hast Du nicht immer wieder zu mir gesagt: „Wenn Du dann einmal Meister bist hier, Klaus!" Ich höre doch noch Deine Stimme, Vater, es ist ja kaum ein Vierteljahr seither. Klaus ging in der Dunkelheit noch weiter hinauf. Bei diesem Schreiten über den nassen Grasboden, in dieser kalten Finsternis, kam der Versucher zu ihm. Ganz neue verführerische Gedanken stiegen in ihm auf: Warum willst Du diesen letzten Willen anerkennen? Mutter sagt ja selbst, er sei nicht rechtsgültig. Setz Dich doch darüber hinweg. Lehne das Testament ab. Du bist der Erstgeborne, hast weitaus am meisten für die Familie gearbeitet. Hast Dein gutes Recht und bekommst vor jedem Gericht recht. Die Mutter hat's ja zugegeben. Diese Gedanken fielen bis in eine unauslotbare Tiefe seiner Seele hinab. Wie ein Gift brannten sie in seinem Kopf. Bis in die äußersten Fingerspitzen spürte er die Verlockung, ihnen nachzugeben. Aber mitten in diesem Wirbel der jagenden Wünsche und Gedanken, aus der undurchdringlichen Dunkelheit her, tauchte auf einmal das Gesicht seines Vaters auf, wie es tot zwischen den Kissen lag, die vertrauten lieben Züge von einem tiefen Schmerz und einem ewigen Geheimnis beschattet. Klaus sah dieses müde, leblose Gesicht, griff sich mit beiden Händen an die Brust: „Vater, ich will Deinen Willen tun!" Mit diesen laut herausgepreßten Worten wich der Versucher von ihm. Klaus kehrte zurück zu seinen Nöten, zum unerschütterlichen Willen, das fürchterlich Schwere ergeben auf sich zu nehmen, einen neuen Lebensweg zu suchen und ihn tapfer voranzuschreiten.

Erst lange nach Mitternacht kam er heim, erfroren und zitternd. Wie ein Betrunkener schwankte er die Stiege hinauf und suchte lange die Türe zu seiner Kammer. Alle im Haus hörten ihn, denn sie lagen die ganze Nacht ohne Schlaf.

Ein eigenes Stück Boden unter den Füßen.

Klaus war nicht der Mann, der lange hin und her werweisete, einmal gefaßte Entschlüsse wieder neu in Frage stellte, von vorne zu überlegen begann und schließlich doch wieder auf den Anfang zurück kam. Was er einmal als richtig angesehen und erkannt hatte, das war bei ihm abgemacht und entschieden. Sofort wendete er sich dem neuen Leben zu. Schon vor dem Frühstück

ging er zu Annili in die Küche und sagte: „Du, ich gehe jetzt für einige Stunden fort, ich werde Dir dann Bericht geben, wo wir uns treffen wollen. Ich muß mit Dir reden.“ „Klaus, laß mich nicht allein da“, entgegnete Annili, „wenn Du gehst, dann gehe ich auch fort.“ Klaus sagte, es solle nichts überstürzen und zuwarten, bis er Bescheid geben könnte: „Heute und morgen können sie uns noch nicht zum Haus hinaus werfen.“

Mit nüchternem Magen ging er vom Haus weg. Beim unteren Hag blieb er stehen und schaute zurück. — Wehmütig schaute er auf das schöne Haus, das mit seinem hohen Giebel, mit seinen drei Reihen Klebdächli, seinem buntfarbigen, so weitverzweigten Spalierbaum und den blanken kleinen Fensterscheiben ein Schmuck des Tales war. — Er schaute auf den breiten Heugaden, den er mit dem Vater noch in gemeinsamer Arbeit vergrößert und umgebaut hatte, auf die vielen Obstbäume, die er seit mehreren Jahren mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt, auf das Spicherli, das früher ein Backhaus gewesen und dann vor ungefähr hundert Jahren vergrößert und hübsch überbaut worden. Er sah, wie die Kühe an den Brunnen zur Tränke kamen. Seine Lieblingskuh voraus und nachher die Rinder, schönes glattes Braunvieh mit geputzten Hörnern und gesund, wie sie sich drängten und tummelten und dann auf die obere Matte liefen. Er sah das Fenster seines Zimmers oben unter dem Giebel halboffen. Wie schwer war die letzte Nacht dort oben gewesen, wie in einem Sarg! Nun sah er seine Schwester Annili dort hantieren, das Bettzeug auf das Klebdächli ausbreiten. Bist auch ein armer Mensch, Annili, dachte er, noch ärmer als ich, mußt zu fremden Leuten. Ich stehe doch noch auf eigenen Beinen. Und ich will auch auf eigenen Beinen stehen bleiben. Ungern riß er sich von diesem Anblick los. Schwerfällig ging er auf die Talstraße zu, mühsam schritt er weiter. Er schaute nicht auf, sah keine Leute an ihm vorbei gehen. Verbissen in seine Gedanken und Absichten lief er, die Blikke auf den Boden gerichtet, durch das Dorf.

Abendfriede im Freiburgerland
Foto B. Rast, Fribourg

Er ging zu einem entfernten Verwandten, zu dem Besitzer der Spreiti. Dieser war erstaunt, schon am frühen Morgen Besuch zu erhalten. Klaus redete nicht lange vom Wetter und von den Neuigkeiten. — Sobald der Mann allein war, sagte Klaus zu ihm: „Hört, Andrees, ich möchte gerne etwas mit Euch besprechen, wo uns niemand hört.“ Andrees dachte nach, horchte nach allen Seiten, überlegte und sagte: „Gut, gehen wir in den Wald hinauf.“ Schweigend schritten sie hintereinander her durch das letzte Herbstgras und verschwanden in den Bäumen. Dort oben, an einen verfal-

lenen Hag gelehnt, sagte Andrees freundlich: „Und jetzt, was willst?“ Klaus zögerte einen Augenblick, dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen und fing an: „Andrees, ich komme mit einem großen Vertrauen zu Euch. Und bitte Euch, so oder so, keinem Menschen etwas zu sagen.“ Und der andere trocken: „Ist gut, kannst darauf zählen.“ Dann schaute Klaus fest in des bärtigen Mannes Augen und fuhr fort: „Wollt Ihr mir die Spreiti verkaufen? Ich muß vom Rittersloh fort. Das Testament ist so. Wenn ich die Spreiti haben kann, dann habe ich ein eigenes Stück Boden unter den Füßen, dann bleibe ich da und finde schon meine Arbeit und mein Auskommen. Wenn ich die Spreiti nicht bekomme, sonst ist ja weit herum nichts zu kaufen, dann gehe ich ins Ausland oder nach Uebersee.“ Andrees frug zuerst nach dem Testament und warum es wohl so, für jedermann unbegreiflich, abgefaßt worden sei. Klaus gab darüber wenig Auskunft. Aber er begann zu sagen, wie gerne er hier in der Heimat bleiben möchte, wie er mit allem Sinnen und Fühlen hier verwurzelt und verwachsen sei. Und dann schloß er mit der herzlichen Bitte: „Gebt mir die Spreiti, dann kann ich hier bleiben! Ich bekomme Geld, ich kann Euch einen guten und rechten Preis dafür zahlen und will Euch immer dankbar dafür sein.“ Lange noch blieben die beiden Männer oben am Waldrand. Die klare Entscheidung konnte nicht so schnell fallen, aber Andrees gab dem Klaus mit guten Worten die Hand und versprach ihm bald Bescheid zu geben.

So kam es, daß Klaus schon nach kurzer Zeit seinen Koffer packte, seine Kleider und Wäsche zusammensuchte, auf eine Traggabel band und ohne ein Wort das Haus im Rittersloh verließ. Beim Gadeneck stand der Xaveri, kaute an einem Stumpen und sagte: „Du, Klaus, die Traggabel gehört dann hier zurück, zum Inventar.“ Klaus biß auf die Zähne und schwieg. Er ging mit großen festen Schritten die Matte hinunter zum Bach, über den schwankenden Steg und stieg in den Spreitiwald hinauf.

Man sah den Klaus in der nächsten Zeit noch oft über den Bach gehen, mit Brettern beladen, mit Werkzeug, mit Schindel- und Sagholz, hörte ihn oben an der verfallenen Hütte werken und hämmern. Gegen Abend zu hörte man dann und wann einen hellen Jauchzer vom Eck bei den hohen Tannen aus.

Wenn der Vater mit gerunzelter Stirne mit der Tochter redet.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Testament im Rittersloh. Niemand wollte diese Teilung begreifen. Jedermann suchte die Hintergründe zu erfahren. Annili mußte beim Einkaufen im Dorf direkt Spießruten laufen. Die Mutter war außer dem Kirchgang nie auf der Straße oder im Dorf zu sehen. Man vermutete, es sei Steffens Werk, weil er ja in letzter Zeit so viel mit dem Xaveri zu sehen war. Auch auf der Steinrüti schlug diese Nachricht wie eine Bombe ein. Am tiefsten schlug sie in Dorlis Herz. Aber auch sein Vater kaute und würgte viele Tage daran.

An einem Sonntag Abend, die Leute rüsteten sich, zur Kirche in die Andacht zu gehen, sagte der Genossenvogt zu seiner Tochter in einem Ton, der keine Widerrede zuließ: „Dorli, Du bleibst da, ich hab mit Dir zu reden.“ Sie blieben allein zurück mit dem Franzli, der früher als sonst ins Bett gebracht wurde. Nach der Arbeit in der Küche kam Dorli mit klopfendem Herzen in die Stube hinein, sah den Vater am Fenster stehen, wie er versonnen in die brandschwarze Nacht hinaus starrte. „Da bin ich, Vater“, sagte Dorli mit einer dünnen, etwas zitterigen Stimme und setzte sich auf die Ofenbank. Der Vater wendete sich von dem Fenster ab, kam einige Schritte in die Stube hinein und blieb vor dem Mädchen stehen. „Dorli, Du bist ein liebes Kind, Du hast mir in meinem Leben nicht viel Kummer gemacht. Darum muß ich auch alles daran wenden, Dich vor großem Kummer zu bewahren. Wenn ich jetzt mit Dir rede, dann glaube mir, ich spreche nur, um Dir zu helfen, nur aus Sorge und Liebe für Dich. Du hast mit dem Klaus vom Rittersloh so eine Art Bekanntschaft. Du hast

mit mir nie davon gesprochen. Du hast ihn nur ein einziges Mal da gehabt. Aber Dein Vater ist nicht blind." Dorli neigte sein Köpfchen und betrachtete mit starren Augen seine Hände, die müde auf der Schürze lagen. Der Vater begann hin und her zu gehen und fuhr fort: „Ich weiß nicht, wie weit diese Freundschaft mit Klaus schon ist. Darum will ich mit Dir reden, bevor es zu spät ist. Der Klaus muß ab dem Heimen." Dorli sagte: „Ich weiß es." Der Vater sprach wieder: „Klaus hat die Spreiti gekauft, davon kann er allein nicht leben. Er muß also taglöhnern oder aushilfsweise Knecht sein. Das ist keine Zukunft. Meine Kinder sind sich an gute und finanziell gesicherte Verhältnisse gewohnt. Du könntest Dich nie in solche arme, ungewisse Verhältnisse eingewöhnen. Es ist also meine Pflicht, Dich vor dem Elend und Unglück zu bewahren. Ich verbiete Dir, mit dem Klaus zusammen zu kommen. Ich verbiete Dir, ihm zu schreiben. So entschieden, so bleibts! Ich sage Dir das jetzt. Hör auf mit diesem Klaus, besser jetzt, als wenn es zu spät ist." — Dorli schaute auf und sagte laut: „Vater, es ist schon zu spät!" Erschrocken blieb der Vater stehen und schaute mit großen Augen auf sein Meitschi. „Was sagst Du?" Dorli gab mit einem offenen strahlenden Gesicht den festen Blick zurück und sagte mit voller, heller Stimme: „Ich habe dem Klaus geschworen, daß ich ihm immer treu bleiben will." Der Vater schaute zu Boden. „Aha, also nur das. Dann sag ich noch einmal. Es ist Dir verboten, ihn zu treffen und ihm zu schreiben. So entschieden, so bleibts! Vergiß nicht, daß ich ein erfahrener Mann bin und Du noch ein Kind. Ein gutes Kind, ein liebes, aber Du verstehst nichts vom Leben. Das Leben ist hart und grausam, und ist nicht mit Gefühlen und Zärtlichkeiten zu meistern." Dorli stand auf, Tränen rannen ihm über die Bakken, aber mit fester Stimme sagte es: „Liebe ist mehr wert als Geld, ich bin nicht erfahren, aber das weiß ich, Vater." — Der Vater lehnte sich rückwärts an den Tisch, beide Hände auf die Tischplatte gestützt. „Du warst doch bis jetzt immer ein folgsames Kind, Dorli. Hat Dich der Klaus so aufsäßig gemacht? Dann ist erst recht Zeit, Schluß zu machen. Es ist entschieden, und so bleibts!" — Dorli frug forschend: „Und wenn ich es Dir nicht verspreche? — Was dann?" „Dann muß ich, so weh es mir selber tut, Dich fortschicken, Dich fortgeben in eine Stelle, außer Land." Das war ein harter Schlag für das arme Mädchen. Es sank zurück auf die Ofenbank und schwieg. „Dorli, Du siehst, ich habe lange und mit gutem Willen über Deiner Zukunft gebrütet und um Dich gesorgt. Ich sehe keinen andern Weg. Es kann für Dich jetzt hart sein, aber es ist zu Deinem Besten. Gib mir die Hand, Dorli. Wirst mir später einmal dankbar sein. Komm versprich mir." „Wie lange", frug das Mädchen geschwind. Der Vater wiegte sinnend den Kopf hin

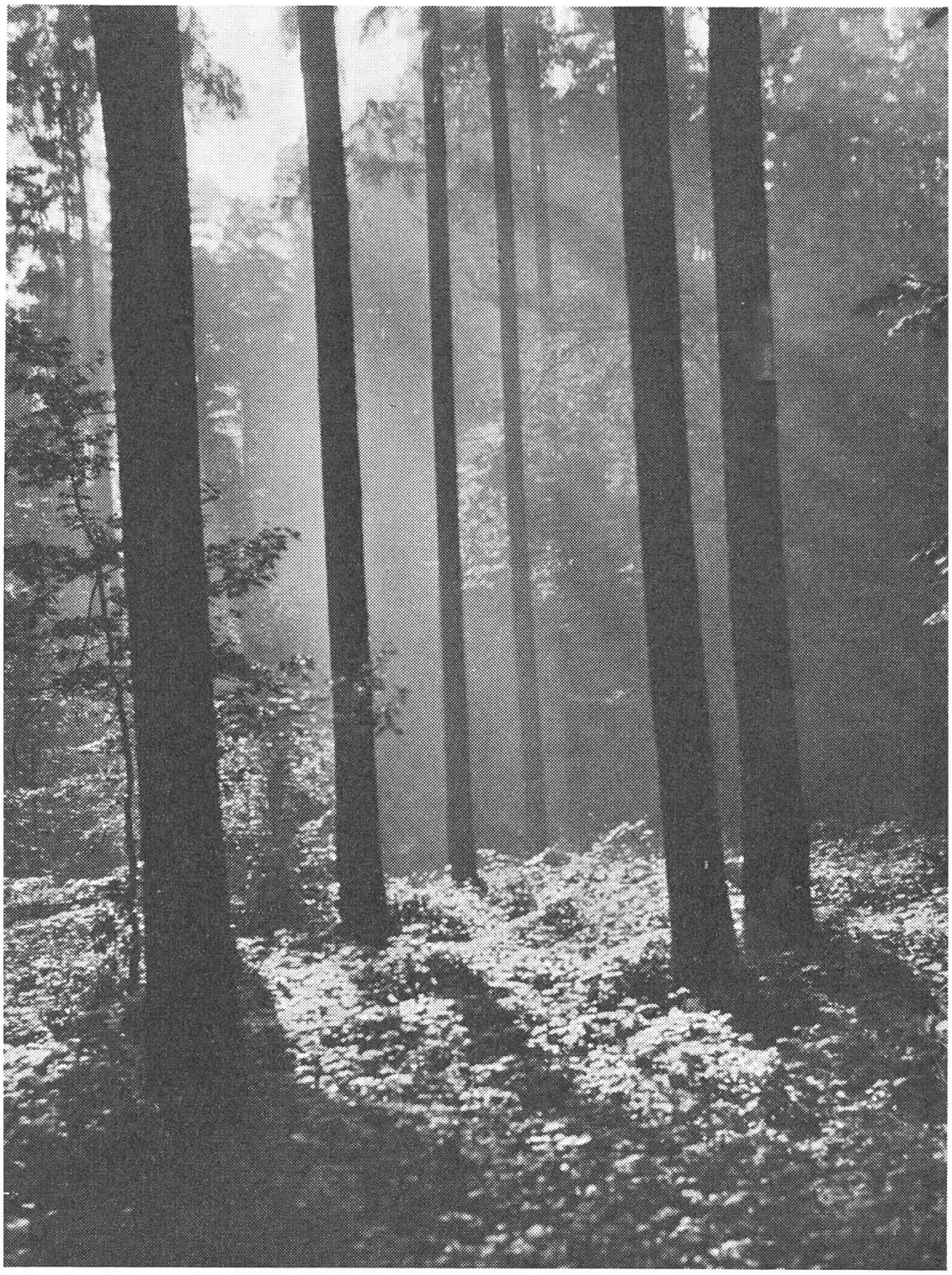
Das war ein wuchtiger Schlag für das arme Mädchen

und her: „Ein gutes Jahr, bis dann wirst Du von selbst zur Einsicht kommen.“ „Und meine Treue, Vater?“ „Die wird Dir der liebe Gott belohnen.“ „Darauf schlage ich ein“, sagte Dorli und reichte dem Vater die Hand, „Gott hat noch immer die Treue belohnt.“

Vom Biswind, von Rauch und Ruß und vom Zahnweh.

In seiner alten Holzerhütte sitzt Klaus am Fenster und kaut an Brot und Käs. Er schaut durch die kleinen Scheiben an den Waldrand hinüber. Still ist es hier. Die Sonne kann den Nebel und die Schneewolken nicht durchbrechen. Einsam ist es da. Kein Luftzug stört das lastende Schweigen. Klaus ist sich von der Alp her gewohnt, allein zu sein. Aber diese weglose Abgeschiedenheit ist zermürbend. Und kein Zeichen von Dorli, kein Winken, kein Wort. Klaus war einmal auf der Steinrüti gewesen, man hat ihm kurz den Bescheid gegeben, Dorli sei nicht da. Seitdem Schweigen und Stille. Klaus starrt über die sauber gemähte Matte hin zu den nächsten Bäumen. Kein Vogel schreit. Und doch, bewegen sich nicht dort an der jungen Hagbuche die dürren Blätter? Klaus kennt dieses leise Plaudern. Bald werden die Tannäste sich wiegen und die Wipfel und Kronen werden schwanken. Die letzten Blätter werden von den Bäumen fliegen, die langfingerigen Fächer der Eschen, die braunen Teller von den Ahorn und die winzigen Windfähnchen von den hohen Buchen. Rauschen und ächzen wird der Wald, knacken in den Stämmen und das Schlagen der Aeste zu hören sein. Dann wird auch in seiner Hütte das Holz krachen und der Wind im Kamin singen. Wie ein Fest wird es über die Wipfel herbrausen, mit hüpfenden Flocken und wirbelndem Tanz. Dann wird sich ein weißes Tuch über dich ausbreiten, Klaus, über deine Matte, deinen Wald. Wird sich auf dein Dach, auf dein Herz legen, das unruhig pocht und sich aufbäumt. Das wird deinen Zorn und deinen Haß einhüllen. Dann kannst du nicht mehr das Vergangene verdammen und die Zukunft belächeln. Dein Herz will dann Antwort hören, helle klingende Antwort einer lieben Stimme. Dann leg dich auf dein hartes Stroh, drücke die Fäuste gegen die Brust, schreie in die Stille, in die lautlose Finsternis hinein, nutzlos, hilflos, ohne Echo. Dich hat die Bosheit der Menschen in den Winkel vertrieben. Zerbeiße den Haß zwischen deinen Zähnen. Jetzt bist du ganz unten. Das Leben ist wie das Schwingen. Vielleicht kommst du auch wieder einmal obenauf. Sammle die Kraft, die du dann brauchst, die Güte, die überlegene Ruhe, die Festfreude, die nicht überschäumt. Man kann sie nicht auf dem Jahrmarkt kaufen, nicht auf dem Heuboden speichern, nicht aus den Steinen schlagen. Sie wächst in der Stille, im Glimmen der aschenbedeckten Glut, unter der flimmernden, weißen Decke von Schnee, in Tagen und Nächten wie heute.

Klaus hat noch viel zu tun im Wald diesen Winter. Viele Bäume sind schlagreif. Aber er ist sich nicht gewohnt, ganz allein zu fällen und zu holzen. Oft denkt er daran, einen Handbub zu dingen. Aber immer wieder schlägt er diesen Gedanken aus. Er will keine Menschen sehen, er traut keinem Menschen mehr. Und sein Starrkopf verwehrt ihm jede Hilfe. Oft denkt er daran, ob sich nicht seine Mutter um ihn sorge. Dann wird sein Herz nur härter. Er muß Einkaufen gehen, merkt, wie er menschenscheu und unbeholfen wird. Er muß seine Hemden waschen und seine Unterkleider. Am Seil vor der Hütte werden sie steif und starr. Er hängt sie in der kleinen Hütte auf. Muß beim Kochen unten durch schlüpfen. Rauch und Ruß machen sie schwarz, bevor sie trocken sind. Seine Sonntagskleidung ist zerknittert. Er kann sich kaum mehr darin sehen lassen. Vom Militärdienst her, weiß er, wie man Stoffe putzt und Hosen unter die Matratze legt, damit sie richtige Falten bekommen. Aber wie will er den feinen Stoff unter das Strohlager legen. Und die verzwickten Schneiderkünste am Kragen und an den Taschen des Rockes sind nie mehr in die richtige Form zu bringen. Wenn s'Annili mit seinem Bügeleisen einmal hier herauf käme. Nein, lieber geht er in Hudeln mitten durch die Leute, als nur auch einen



Die Sonne bricht in den Bergwald ein

Foto K. Jud

einzigen Schritt ins Haus daheim. Wenn er an seinen Bruder Xaveri denkt, dann kocht ihm das Blut. Dann schlägt er die Axt bis an den Halm ins Holz. Er hat ihm die Traggabel an den Schädel geworfen und eine neue gekauft.

Die Kälte hält seine Hütte in eisigen Klammern. Der rauhe Wind und der feine Schneestaub dringen durch Ritzen und Spalt. Er friert in der Nacht. Die Wäsche bewegt sich über seinem Lager, wenn der Luftzug pfeift. Er hat seine Schlafecke mit Heu ausgepolstert, zieht sich zum Schlafen einen Strumpf über den Kopf und doch steht er mit Zahnweh und Rückenschmerzen auf.

Klaus hat einen harten Kopf. Er beißt auf den schmerzenden Zahn, kaut Tabak, bis ihm übel wird und wartet auf den Frühling.

Geheimnisvolle Steine.

Wie gerne hätte Annili dem Klaus geholfen, wenn es nur von seiner Not gewußt hätte. Es war nicht fort gezogen, wie es immer wieder gewünscht hatte. Die Mutter war seit Vaters Tod viel kränklich gewesen, mußte lange gepflegt werden. Und dann bat sie das Annili, bei ihr in der Kammer zu bleiben, bat es, doch noch bis zum Frühling dazubleiben. Im Frühling, sagte sie, da wird Xaveri heiraten und dann ist wieder eine eigene Hilfe da. Die Mutter hatte unruhige Nächte. Mitten in der Nacht wachte sie auf, in Angst und Beklemmung und mit Herzschmerzen. Annili hörte sie einmal laut in der Nacht rufen: „Verzeih mir, verzeih mir, daß ich das getan, daß ich dazu geholfen habe!“ Annili fragte aus seinem Schlaf: „Was ist Dir Mutter?“ Es sah aber, daß sie nicht wach war. Sie schrie wieder: „Ach, wenn ich das nur gutmachen könnte.“ In dieser Verfassung konnte Annili seine Mutter nicht zurücklassen.

Xaver war fast jeden Abend fort. Vielleicht ging er zu seiner Braut. Viel eher konnte man vermuten, daß er mit dem Steffen auf Zusammenkünfte ging. Man sprach davon, an der Genossengemeinde werde die alte gemütliche Ordnung im Genossenrat gründlich auf den Kopf gestellt.

So ging der Winter vorüber. In der Fastnacht gab es blutige Köpfe, weil die beiden Parteien auch beim fröhlichen Tanz ihre hitzigen Wortwechsel nicht unterdrükken konnten. Der Unfriede schlich durch das Dorf und Tal, schürte manche alte Feindschaft und fachte neue an. Die ersten Frühlingsstürme wüteten so heftig, wie seit Menschengedenken nicht mehr, deckten Scheunendächer ab, entwurzelten Bäume und richteten im Wald großen Schaden an.

Auch im Spreitiwald fiel manch schöner Baum. Auf dem Eck brach der Sturm in die Gruppe herrlicher Hochstämme ein breites Loch. Drei Riesentannen lagen entwurzelt am Boden. Ihre Wurzelstöcke ragten weit über mannshoch aus dem letzten Schnee. Klaus besah sich den Schaden mit wehem Herzen. Just an dieser Stelle war er mit dem Dorli zusammengekommen. Hier hatte es ihm für immer die Treue versprochen. Was war nun daraus geworden! Dorli blieb wie vom Wind weggeblasen, stumm und unsichtbar. Und die schönen Tannen, die er zur Erinnerung stehen lassen wollte. Sie lagen zerschlagen am Boden. Was hörte er noch von Dorli? Am Sonntag dann und wann die helle, jubilierende Stimme, von der Orgel herunter.

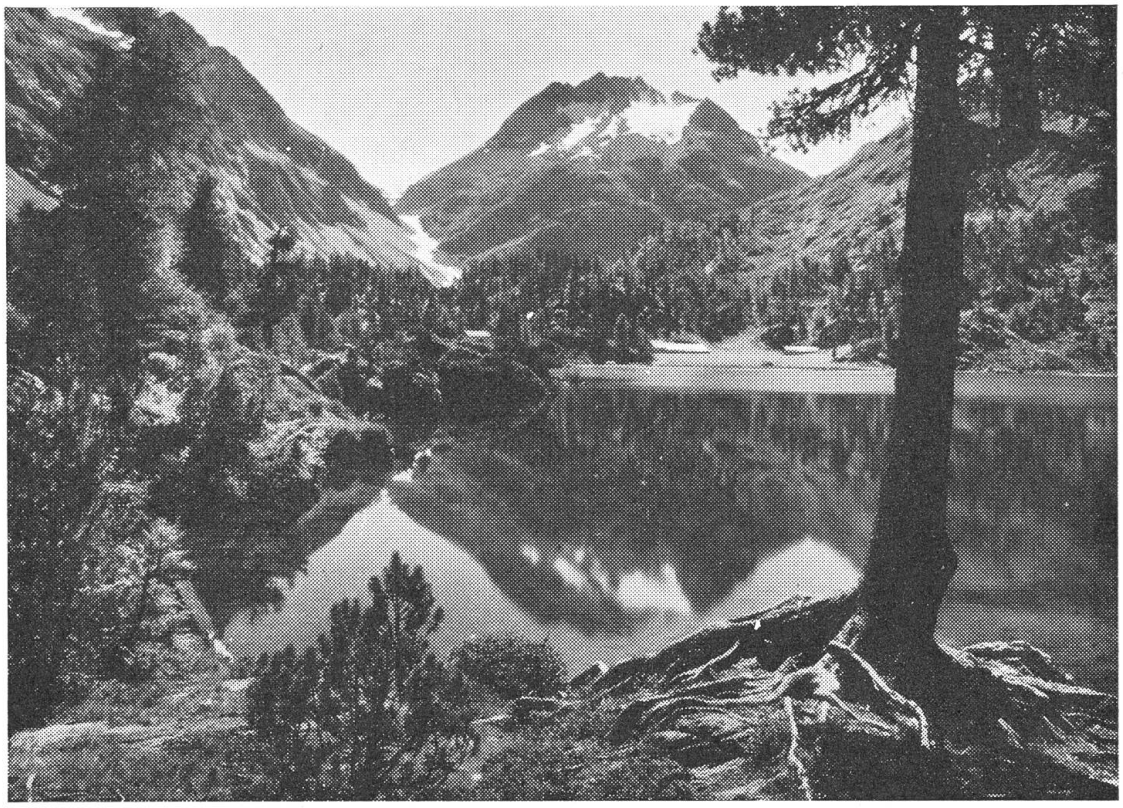
Einmal hatte es Klaus so getroffen, daß sie beide ganz nahe beisammen aus der Kirche gingen. Er glaubte fast zu sehen, daß es ihm zulächle. Aber just in diesem Augenblick schob sich das ernste Gesicht seiner Mutter dazwischen. Auf dem Kirchplatz sah er noch die beiden fortgehen, schaute ihnen nach. Aber Dorli wendete sich nicht ein einziges Mal um. Seine Kameraden lachten ihn aus. Ob er dem Weibervolk Löcher in die Kleider brennen wolle, mit seinen Blikken.

Ja nun stand er da, bei den gebrochenen Tannen und sinnierte. Stieg über die Stämme, sprang in die tiefen Wurzellöcher hinab. Dabei entdeckte er, von den mächtigen Wurzeln hart umschlossen und aus dem tiefen Erdreich aufgehoben, einen behauenen Stein. Wie er so staunend diesen Stein betrachtete, seine Maße abschätzte und darüber sann, wie wohl dieser schöne Baustein hierher gekommen sei, sah er, daß dieser mit

den Wurzeln von einem ähnlich großen und gleich geformten, unterliegenden Stein abgehoben worden ist. Sein erster Gedanke war: „Das ist prachtvoll. Ich muß ohnehin diesen Sommer meine Hütte vergrößern und neu untermauern, sonst fällt sie noch zusammen. Ein Wunder, daß sie überhaupt den Stürmen stand gehalten hat. Er holte Pickel und Schaufel und grub weiter. Freute sich, so gut passende Steine ganz nahe bei seiner Hütte zu finden. Nun entdeckte er an einem Stein eine eingehauene Schrift. Mit prächtigen Buchstaben waren einige Worte eingemeißelt. Er konnte ihren Sinn nicht verstehen. Es war eine fremde Sprache, wahrscheinlich Latein. Klaus dachte, er wolle die Buchstaben aufschreiben und einmal den Pfarrer fragen. Dann aber wieder überlegte er sich, vielleicht will der Pfarrer den Stein als Kunstwerk in die Kirche hinunter nehmen. Es ist besser er bleibt da und dient mir als gutes Fundament.

Bei dem eifrigen Graben und Suchen kam der Abend über die Fluh. Klaus hatte eine ganze Reihe solcher Steine frei gelegt. Er war hungrig, ging in die Hütte und kochte sich eine Suppe. Vor dem Feuer sitzend und den Flammen zuschauend, fiel ihm ein, daß doch früher einmal daheim erzählt worden sei, da oben am Berg sei ein unheimliches verlassenes Grab. Klaus sinnierte, wer das wohl erzählt haben könnte. Er wußte nicht mehr genau, wie die Sage weiterging. Etwas von einem Ritter, war darin vorgekommen, und daß der Namen ihres Heimwesens wohl von diesem Ritter herstamme. Klaus löffelte seine Suppe und legte sich ins Stroh. Müde wie er war, vergaß er den Ritter und die Steine bald und fiel in tiefen Schlaf.

Anderntags grub er weiter. Am Sonntag nach dem Gottesdienst ging er nicht wie sonst schnurstraks in die Spreiti hinauf. Er ging dorfab zu seiner alten Großtante und



Der Cavlocco-See bei Maloja mit dem Piz dei Rossi

Foto Meerkämper

machte einen höflichen Besuch. Die alte Frau saß mutterseelenallein in ihrem Stübchen. Die Sonne schien in ihr Silberhaar. Sie schaute erstaunt über die Brille hinweg auf den seltenen Gast und hieß ihn Platz nehmen. Eine solche seltene Kurzweil war ihr herzlich willkommen. Sie blieb zwar während der ersten halben Stunde etwas zurückhaltend. Sie vermutete wohl, Klaus komme um sie wegen Geld zu bitten. Sie wußte wohl, daß er in einer schlimmen Lage war und daß sein Einsiedlerleben kaum von langer Dauer sein dürfte. Da sie aber erfuhr, daß er nur eine alte Geschichte von ihr hören wollte, war sie von Herzen gern bereit und glücklich, einen so aufmerksamen Zuhörer vor sich zu haben. Klaus mußte ein Gläschen aus dem Buffet holen und sich einen süßen Schnaps einschenken. Dann begann sie zu erzählen.

„Was ich von dem Grab im Wald weiß, das hat mir meine Großmutter erzählt. — Aber sie wußte auch nicht mehr alles. Ein alter Senn hat mir dann auf der Alp wieder ein Stück weit berichtet. Und die Hauptsache habe ich erfahren von einem kleinen Hutzelfraueli, das von Haus zu Haus mit Kräutern hausieren ging. Bei einem Untersuch in alten Protokollen hat mein verstorbener Mann, Gott habe ihn selig; Du weißt ja, Klaus, daß er Ratsherr war und viel mit Regierungsgeschäften zu tun hatte, eben in so alten Büchern, hat er im Rathaus einen Regierungsbeschluß gefunden, ja gewiß über zweihundert Jahre alt und der hat geheißen; ich kann ihn heute noch wörtlich auswendig: 'Item wird erkannt, daß um den Ort in der Spreiti, das man nennt das alte Grab, ein fester Hag soll geschlagen werden. Auf daß die Geisterei und der Spuk nicht mehr statthabe. Auch darf dort nicht gefällt und gerodet werden, bei zwanzig Pfund Straf!' Aber der Hag hat nichts genützt und ist schon lange verfault gewesen. Das kann ich Dir jetzt schon sagen, Klaus. Aber das kommt dann später. Also zur Zeit, wo die Christenheit auszog um das Grab unseres Heilandes und Erlösers aus der Macht der wilden Heiden zu befreien. Das ist schon viele hundert Jahre her, da kam ein Ritter auf hohem Roß in einer Rüstung, die weithin blitzte und glänzte, da die Sonne schien, hier in dieses Tal geritten. Man hat dann später erfahren, daß sein Sohn eine Fräfeltat verübt, während der Vater im heiligen Land im Kampfe lag. Daß darum des Ritters Schloß und sein Hab und Gut dem Fürsten verfallen und eingezogen ward. Eben dieser Ritter wollte, wie es jetzt scheint, nicht mehr heimkehren, sondern einen Ort suchen, wo er ein frommes Einsiedlerleben führen und einmal gottselig sterben könne. Auf der Suche nach diesem abgeschiedenen Ort, ist er von unbekannter Hand erschlagen, ausgeraubt und im Wald vergraben worden. Die Leute hier wußten nichts davon. Sie haben geglaubt, der Ritter sei eines Nachts wieder außer Lands gezogen. Den Mörder fand man nie. Aber einige Zeit später sah man in gewissen Nächten ein Lichtlein im Wald, am Eck oben in dem Stück, das jetzt Spreiti heißt, und das Du gekauft hast, Klaus. Nach und nach haben die Leute besser auf das Lichtlein geachtet und erkannt, daß es jedesmal scheint, wenn ein Mensch ohne Glauben im Sterben liegt. Man muß wohl auch zu der Zeit erfahren haben, daß der fremde Ritter nicht mehr heimgekehrt ist. Man hat nach dem Grab gesucht, hat es aber nie gefunden. Der alte Senn wollte sogar wissen, es seien fremde Knechte auf die Spreiti gekommen, haben gesucht, gerodet und gefällt, um das Grab zu finden, und so sei die schöne Waldmatte ausgehauen worden. Sie sollen aber wieder abgezogen sein, ohne die Leiche zu entdecken. Das Lichtlein habe ich noch selber gesehen in der Nacht, da ein zugezogener alter Soldat, der in fremden Diensten ein Bein verloren hatte, gestorben ist. Das ist die wahre Geschichte vom Ritter und seinem Grab im Wald."

Wenn der Hochzeitswagen durch den Talboden fährt.

Klaus sagte keinem Menschen ein Wort und grub weiter. Er gewahrte aber bald, daß diese Steine viel eher zu einem Haus oder zu einer Kapelle verwendet worden waren, und daß er allein nicht imstande

war, diese bis zu seiner Hütte zu schleppen. Zerschlagen wollte er sie auch nicht. Also deckte er vorläufig seinen Fund mit Aesten und Laub zu und räumte das Holz ab.

Im Rittersloh rüstete man zur Hochzeit. Die Mutter räumte die Kammer. Schon früh wurde große Hausputzete gemacht. Xaver schonte seine Mutter nicht. Er kommandierte wie ein General. Forderte, was ihm gefiel und in den Sinn kam. Die Mutter wehrte sich zeitweilig mit aller Energie, mußte aber in den meisten Fällen am Ende doch nachgeben. Xaveris Braut war ein handfestes, gschaffiges Mädchen, das von einem weitentlegenen, hogerigen Heimen herkam, still und erstaunt in der Stube saß und nicht viele Worte daran wendete.

Von der Spreiti aus sah Klaus sein Vaterheimen. Er sah die Matratzen, die an die Sonne gestellt wurden, sah auch Handwerker zu und davon gehen. Er wußte auch den Tag der Hochzeit und war an diesem Morgen früh schon auf Auslug. Nun hat mein Bruder Hochzeit, dachte er sitzend auf einem großen Stein, und ich hocke hier oben mutterseelenallein. Warum kann nicht ich heute mit dem Blumenstrauß am Rockkragen in der Kutsche fahren, das Dorli im Arm und das sichere Glück im Herz. Nimmt mich wunder, wo die hinfahren. So wie die Leute reden, wagt der Xaveri doch sicher nicht im Dorf seine Hochzeit zu halten. Ob wohl s'Annili auch mitfährt? Es war dies ein übler Morgen für den Klaus, trotz der strahlenden Sonne und dem herrlichen Frühlingstag mit Maienblumen und jungem Grün an allen Bäumen. Nun sah Klaus ein Auto den Weg hinauf fahren, ein großer dunkelblauer Wagen. Nobel, Xaveri, nobel! Klaus hatte schon lange sein Fernglas ganz genau auf die Entfernung eingestellt. Er konnte gut die Gesichter der

Nidwaldner-Frau zum Kirchgang gerüstet

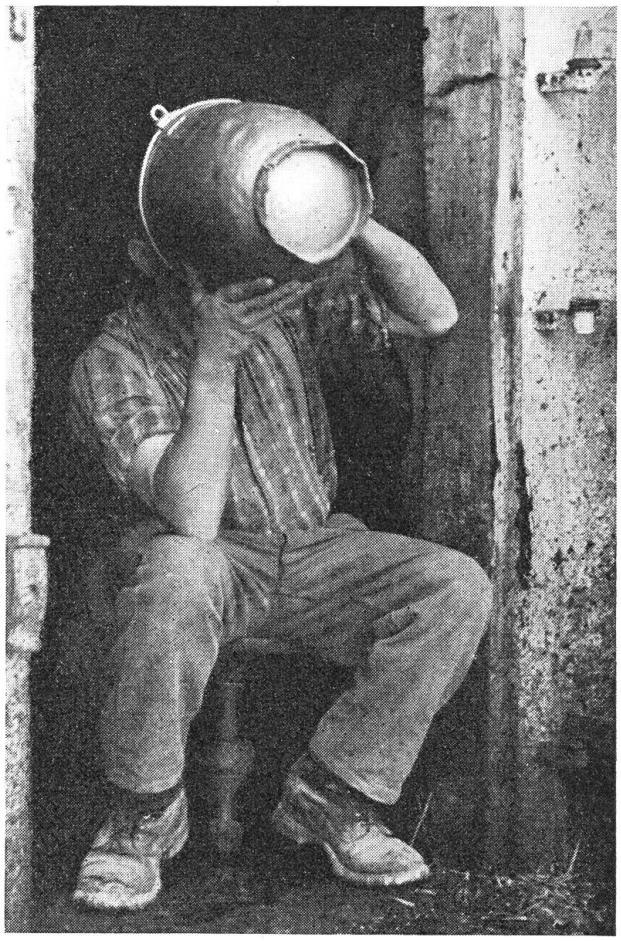
Foto Leonard von Matt

kleinen Gruppe erkennen. Schau da kam auch das Annili, aber das wird doch wohl nicht im Werktagsgewand zur Hochzeit fahren. Nein, es legte nur einen Blumenstrauß in das Auto hinein. Aber die Mutter kam heraus. Schön sorgfältig geführt von der Braut wird ihr in den Wagen geholfen. Und dann noch ein Mädchen in blauem Kleid. Das wird wohl die Nebenbraut sein. Und fürwahr, der Steffen, in brandschwarz. Der paßt gut zu dieser Gesellschaft. Ganze fünf Personen steigen da ein. Dazu brauchts natürlich schon einen so großen Wagen und weiße Blumen und Bänder. Da paßt Steffens schwarze Farbe schon besser. Dann fuhren sie weg vom Haus. Kein Winken, kein Grüßen, Annili war schon in der Türe verschwunden. Nüchtern und trocken geht es in letzter Zeit zu auf dem Rittersloh, dachte Klaus. Aber wenn schon kein Winken und keine Böllerschüsse den Hochzeitswagen begleiteten, dem Klaus sein Fernglas und seine scharfen Blicke und manch böses, haßerfülltes Wort folgte dem Bräutigam bis ins Dorf und durch den ganzen Tag.

Für eines anderen Menschen Herz war das auch ein schwerer Tag. Dorli sah den Hochzeitswagen aus dem Dorf fahren und hörte die rufenden Kinder. Es durfte nicht einmal weinen. Sein Vater ließ kein Auge von ihm. Aber seine Gedanken konnte er nicht verbieten. Sie schossen ihm wild durch den Kopf. Was macht der Klaus? Kann er das alles noch aushalten? Kann er noch an die Worte glauben, die es ihm so innig und aus ganzer Seele verpfändet hat? Wenn es ihm nur ein einziges Zeichen, nur ein einziges Wort geben könnte. Aber mit dem Vater war nicht zu reden. Seitdem der Xaver gegen ihn als Genossenvogt eine solche Hetze aufgewühlt hatte, durfte kein Laut mehr von dieser Seite her kommen. Und wenn Klaus seine eigene Liebe erstickt hat, in der kalten Wildnis oben erwürgt hat? Haß in seinem Herzen wohnt, weil er die Enttäuschung nicht verschmerzen und verwinden kann? Er kann ja nicht wissen, wie schwer meine Not ist. Dorli ließ Suppe und Kelle liegen und stehen und sprang in sein Zimmer hinauf, schaute aus dem Fenster gegen die Spreiti hinüber. Kein Rauch war dort zu sehen, kein Lebenszeichen. Vor seinem Bett sank Dorli in die Knie, faltete die Hände, vergrub sein Gesicht in der Bettdecke und heulte und betete: „Wie hart ist doch das Leben, wie hart Deine Gebote, oh Gott! Du sollst Vater und Mutter ehren, steht an vierter Stelle. Aber an erster Stelle steht doch die Liebe! Gib mir ein Zeichen: was soll ich, was darf ich tun? Ich will Dir gewiß treu dienen, mein Gott. Liebe Mutter Gottes, bewache sein Herz, behüte seine Liebe, beschütze meine Treue!"

Das Gesicht gewaschen, die Haare gekämmt, kam Dorli aus seinem Zimmer herunter und tat so, als ob nichts geschehen wäre. Aber des Mutters Auge sah durch diese gespielte Gleichgültigkeit hindurch. „Komm, setz Dich zu mir in die Stube", sagte sie, „es sind jetzt genug Leute auf der Matte." Dorli wußte genau, daß nachher geschimpft würde, wenn niemand hinaus komme, aber es setzte sich schön brav auf die Eckbank und begann mit Flicken. Bei diesem schönen Wetter Strümpfe stopfen, was hat das wieder zu bedeuten?, dachte Dorli. Nach nicht sehr langer Zeit begann die Mutter lieb und nett zu plaudern: „Was ist das für ein Glück, eine solche Familie zu haben, in der alle einander helfen, Hand in Hand arbeiten! Alles geht wie am Schnürchen, jedes Ding hat seinen Platz, jede Hand ihre zugemessene Arbeit. An jedem Tag steht rechtzeitig gutes Essen auf dem Tisch. Es fehlt an nichts, für magere Jahre ist vorgesorgt, für kranke Tage vorausgesehen. Der Besitz mehrt sich; wenn der Alfred einmal heiraten will, dann kann er seinen Teil übernehmen. Auch für Dich ist schon so viel in der Truhe bereit. Wir haben wirklich dem lieben Gott zu danken." „Ja, Mutter", sagte Dorli und beugte sich noch tiefer über seinen Flickstrumpf. Die Mutter fuhr fort, die weise Vorsorge des Vaters, ihre eigenen sicheren und zuverlässigen Grundsätze und Anordnungen zu rühmen und kam dann fein säuberlich darauf zu sprechen, wie glücklich sie sei, daß sich Dorli sein gefährliches Abenteuer aus dem Kopf geschlagen habe und nun doch einsehe, daß man sein Leben auf eine gesunde

und vernünftige Grundlage stellen müsse. Dorli schwieg. Nur mit aller Anstrengung konnte es seine Gedanken und die brodelnde Hitze verschlossen halten. Mit jedem, ach so fürsorglichen Wort der Mutter wurde ihm enger und heißer. Wie gerne hätte es herausgeschrieen: Ich will ja nicht mehr, ich kann ja nicht mehr länger in diesem goldenen Käfig sitzen. Ich verzichte auf das sichere gute Essen, verzichte auf die gesparten Batzen, ich hasse den geregelten, ewig gleichen Ablauf der Tage. Ich möchte nicht nur für den Magen, für die Haut, für Kopfweh und wunde Füße sorgen. Ich möchte für mein Herz leben, für meine Liebe. Was kümmert mich die Zukunft! Ich möchte nicht noch einen goldenen Käfig bauen. Ich wollte, ich könnte für eine einzige Stunde Glück alles daran geben. Während Dorli eine solche Wildheit in seiner Brust aufkommen fühlte, redete die Mutter davon, daß ein angesehener und überall beliebter Bauernsohn aus sehr guter, hablicher Familie da gewesen sei. Von da ab hörte Dorli nicht mehr zu. Eine fürchterliche Not und ein großer entsetzlicher Jammer bedrückte sein Herz. — Ach, wenn es doch nur sicher wüßte, ob Klaus noch so zu ihm stehe wie im Herbst, dann würde es noch heute, ja gerade jetzt, hier von der Mutter weg zu ihm laufen. Aber es konnte nicht wissen, ob es nicht wieder vom Mißgeschick verfolgt würde. Schon zweimal hatte es versucht auszubrechen, das zermürbende Schweigen zu zerreißen. Und beide Male hatte es den Klaus nicht getroffen, nicht erreicht. Geduldig und reuevoll war es zurückgekehrt. Fast schien es ihm, daß alle bösen Kräfte zwischen sie geraten seien. „Du bist so schweigsam, Dorli", unterbrach die Mutter ihre Rede. „Weißt Du, Mutter, ich bin gerade in einer verzweifelten Situation."



Frisch von der Kuh
Foto Leonard von Matt

„Was bist Du?" frug die Mutter und schaute gespannt auf das Mädchen, das mit größtem Eifer am Stopfen war. „Ja siehst Du, Mutter, der Fredi hat seinen Strumpf so arg zerrissen; ich weiß nicht, wie ich das Loch ausflicken kann, die Maschen laufen mir alle davon."

Wie ein Totenschädel lebendig wird.

Der Tag der Genossengemeinde brach an. Steffen war nicht Genossenbürger, er konnte an der Versammlung nicht teilnehmen. Aber seine Garde trat vollzählig und geschlossen in die Ratsstube. — Kaum einmal konnte man sich erinnern, so viele junge Leute an einer solchen Gemeinde gesehen zu haben. Die üblichen Geschäfte wurden mit nervöser Schnelligkeit erledigt. Die Wahlen wurden alsbald mit hitziger Rede und Gegenrede eingeleitet. Weil von dem geplanten Prozeß auf der Traktandenliste kein Wort erwähnt war, wurde dem Genossenvogt und dem Genossenrat heftig vorgeworfen, er sei bestochen, er verfechte die Interessen der Gegner. Es sei nun endlich

an der Zeit, neue, mutige und angriffige Leute in den Genossenrat zu bestellen, die nicht aus persönlichen Rücksichten hunderttausende von Franken, die totsicher zu gewinnen seien, verplempern. Xaver war der Hauptwortführer. Er richtete seinen großen Angriff hauptsächlich auf den Genossenvogt. Es war erstaunlich, was diese Hitzköpfe für Material, Aktenauszüge, juristische Gutachten, technische Artikel in den Händen hatten und vorbrachten. Auch die alten bedächtigen Mannen, die der Wand entlang standen, fingen an, zustimmend zu nicken und klaubten in ihren Hosentaschen, als ob sie schon von dem versprochenen Geld einen schönen Batzen darin hätten. Der Genossenvogt blieb ruhig, war aber bleich und bis zum Aeußersten geladen. Die Luft im Raum war nicht nur vom Rauch dick. Die Spannung steigerte sich und wurde gefährlich. Da trat ein junger Handwerker direkt vor den Genossenratstisch und brachte gegen die Wiederwahl des Genossenvogtes den Xaver vom Rittersloh in Vorschlag. Das war nun zu viel verlangt. Ein mächtiges Gelächter unterbrach des Jungen Rede. „Jetzt ist die Katz aus dem Sack, schlagt sie tot!“ rief ein bärtiger Bergler. Neues Gelächter rollte über die Köpfe. „Fragt den Xaveri, ob er mit dem Genossengeld auch so umgehen will wie mit dem Geld daheim?“, kam ein Rufen aus dem Hintergrund. Drauf wurde der Xaver rot wie ein Krebs, sprang hervor und rief: „Wer hat das gesagt? Den nehme ich vor den Richter!“ Der Genossenvogt stand auf und sagte trocken: „Also noch ein Prozeß“, und verlangte Ruhe. Ein Mann aus dem Dorf rief: „Bezahlst Du die Prozesse aus dem Stierengeld, Xaveri?“ Nun verlor der Angegriffene jede Beherrschung, sprang mit wirbelnden Fäusten auf den Rufer los. Einige handfeste Leute nahmen sich seiner an, brachten ihn mit wenigen Schlägen und Griffen zur Ruhe. Dann sagte der Genossenschreiber: „Wir wollen zur Wahl fortschreiten. Ihr habt jetzt eben gesehen, wer das Wohl und Weh unserer Korporation besser meistern kann. Der erste Vorschlag lautet auf den bisherigen Genossenvogt; wer ihm seine Stimme geben will, der soll es mit seiner Hand bezeugen.“ Mit Jauchzen erhoben sich die Hände mit weit überwiegendem Mehr. Darauf verließen viele protestierend den Saal. Die Genossengemeinde nahm ruhig ihren Fortgang und bestätigte den bisherigen Genossenrat.

Am Mittag kam der Genossenvogt schwer atmend den Rain hinauf. Er trat bleich und schwankend in die Stube hinein und sagte: „Wenn mir einer vom Rittersloh in die Finger kommt, dann schüttle ich ihn, bis ihm die Zähne aus dem Kiefer fallen und werfe ihn aufs Gadendach hinauf.“ Drauf ging er schnurgerad in die Kammer und war beim Mittagessen nicht zu sehen.

Im Spreitiwald hatte Klaus alle Arbeiten beendet, für die er fremde Hilfe brauchte. Nun war er wieder allein und konnte ungestört die alten Steine ausgraben. Er freute sich, so viele zu finden und plante einen großzügigen Anbau an seine Hütte und eine Mauer auf der Wetterseite. Er fand ein Stück von einem kunstvoll gehauenen Portalstein. Die alte Mauer verlief im Osten rund. Klaus war nun gewiß, eine Kapelle gefunden zu haben. Niemand in der Gegend wußte jedoch etwas von einer solchen alten Kirche. Sein Eifer wuchs mit jedem Tag. Er hatte sonst im Sinn gehabt, den Sommer über da und dort auszuhelfen. Aber das entdeckte Fundament ließ ihm keine Ruhe. Sein Pickel schlug auf Eisen. Klaus wühlte und suchte und legte ein verrostetes Eisen frei. Er fand ein altertümliches Kreuz. Drei Spannen lang mit einem Christuskörper, der mit einem harten Metall überzogen war. Wie er so sinnend den Fund in Händen hielt, fiel ihm ein, daß er in seiner Hütte kein Kreuz und auch kein Weihwasser habe. „Schäm Dich, Klaus“, sagte er laut. Er stieg aus dem Loch und ging in die Hütte hinüber und nagelte das schwere Eisenkreuz an die Wand. Wird mir Segen bringen, ich hab's bei Gott notwendig, dachte er und ging wieder zurück an die Arbeit.

Einige Tage später legte er die andere Längsmauer frei. Gewitterschwüle Hitze trieb ihm den Schweiß aus allen Poren. Die Mauer lag dort tief im Erdreich. Die vielen Wurzeln verwehrten ihm ein rasches

Graben. Er mußte eine breite Böschung anlegen, um gut in die Tiefe zu kommen. Außerhalb dem Geviert des Fundamentes schlug er wieder auf Eisen, verrostete Schnallen und platte Stücke. Daneben lagen Knochen. Ob das Menschenknochen sind? Klaus kam in Eifer. Er achtete nicht auf die drückende Hitze, nicht auf seinen knurrenden Magen. Er grub wie ein Schatzgräber und legte ein ganzes Skelett frei. Die Knochen eines großen Mannes und ein Schädel mit allen Zähnen. Sie waren aber so spröde und zerbrechlich, daß er ganz behutsam mit ihnen umgehen mußte. — Mit den Händen hob er die Erde weg. Ein Rauschen im Wald mahnte ihn aufzuschauen. Er sah durch die Bäume eine drohende schwarze Wetterwand am Himmel. Da dachte er, wenn das Gewitter hereinbricht und alles durchnäßt und unterspült, dann sind die Knochen bis zum Morgen verfallen. — Behutsam trug er sie in die Hütte hinüber, legte sie sorgfältig in eine Kiste und den Schädel auf das Portbrett. Die letzten Stücke trug er schon durch den prasselnden Regen hin.

Er fand ein altertümliches Kreuz

Brandschwarz kam das Wetter auf ihn zu. Blitze in rascher Folge und fortwährender Donner durchbrachen das laute Tosen des fallenden Wassers. Klaus saß am Feuer, trocknete seine Kleider und kochte sich ein Mahl. Wenn die Hütte im Widerschein der Blitze grell erleuchtet wurde, dann sah Klaus das große schwarze Kreuz und darüber den Schädel.

Das schwere Wetter tobte bis in die Nacht hinein. Klaus war müde und legte sich aufs Stroh. Unruhig wälzte er sich hin und her. Erst da das Krachen und Rauschen im Wald in eine finstere Stille überging, fiel er in tiefen Schlaf. Er träumte von dem Totenschädel, sah im Traum Augen aus den Höhlen blitzen, sah, wie sich an den Schädel eine mächtige Gestalt auswuchs, ein glitzernder funkelnder Leib. Ein Mann mit einer Rüstung stand vor ihm mit einem großen weißen Kreuz auf der Brust. Diese Gestalt streckte eine blitzende Hand nach ihm aus, mit einem spielenden Licht, das geisterhaft das Gesicht im Helm beschien und sich in den großen schwarzen Augen spiegelte. Die Gestalt begann zu sprechen mit einer hohlen Stimme: „Ich habe einen Ort gesucht, um Gott allein zu dienen. — Nun liegt mein Leib seit langer Zeit im Wald verscharrt. Er sehnt sich nach geweihter Erde, nach einem christlichen Grab. — Du wirst ihm Ruhe geben. — Du wirst Deinen Lohn erhalten. Lerne zu warten, vergelte Haß mit Liebe. Nur Treue und Liebe hat Bestand.“ Klaus schnellte von seinem Lager hoch. Auf seine beiden Hände gestützt, saß er und starrte in die Finsternis. Hellwach und vor Schreck zitternd machte er Licht.

Oben auf dem Brett grinste ihn der Schädel an. Wo er aber soeben blitzende Augen gesehen hatte, höhnten ihn schwarze Löcher. War das ein Traum? Hörte er nicht noch immer die unheimliche Stimme,

die feierlich gesprochenen Worte, die ihm bis tief in die Seele drangen. Klaus blieb unbeweglich sitzen und wiederholte halblaut die Worte der Erscheinung. Er sah auf das große Kreuz an der Wand. Als ob ihm von dort her Einsicht und Erleuchtung zukäme, begriff er plötzlich was jener am Kreuz getan. Er hatte seinen Verräter geküßt, seine Henker gesegnet und seine Feinde geliebt. Kann man Liebe erwarten, wenn das Herz von Haß voll ist? Klaus fand keinen Schlaf mehr, diese Nacht. Er suchte seine Kleider zusammen und kroch zum Feuer hinüber. Seine Augen starrten in die Glut, während sich die guten Kräfte in seiner Brust gegen das eingefressene Uebel wehrten. Ein langer harter Kampf tobte in ihm. Er dachte nicht daran, ob er schlafend oder wachend die Worte vernommen. Ihm war die Botschaft zugemessen. Er mußte sich ergeben oder wehren. Er lief in die Nacht hinaus. Er wollte die bohrenden Gedanken abschütteln. Er griff lachend zu seiner Pfeife und freute sich am hellen Lichtlein des Streichholzes. Er kehrte bald wieder zum Feuer zurück. Dort, versunken in Brüten und Sinnen, fand ihn der anbrechende Tag.

Nach Jahr und Tag.

Am frühen Morgen ging er zum Grab hinüber. Der Regen hatte bös gehaust, seine Böschung abgeschwemmt. Dort, wo er die Rippen zusammengesucht, lag vom Regen emporgehoben ein Ding, das in Farben schimmerte. Es war eine Art Kapsel mit Email und schönen Verzierungen. — Klaus konnte sie nicht öffnen. Er nahm sie in den Hosensack. Er suchte weiter. So sehr ihn die Sucht nach neuen Funden hetzte, so heftig auch plagte ihn sein Traum.

Am Nachmittag suchte er seine gute Kleidung zusammen und ging hinunter ins Tal, über den Steg. Es schien ihm fast, da er so nahe an seines Bruders Haus vorbei ging, es sei ihm leichter in der Brust, als die vielen früheren Male. Er schritt breitspurig die Straße hinab ins Dorf und geradenwegs auf das Pfarrhaus zu. Wie sollte er nur damit beginnen, dem Pfarrer zu sagen, er soll für seine vielhundertjährige Leiche ein Grab im Friedhof aufmachen.

Der Pfarrer war nicht wenig erstaunt, den Klaus in seiner Stube zu sehen. Gewohnt zu den unwahrscheinlichsten Zeiten unerwartete Anliegen entgegen zu nehmen, lud er ihn freundlich zum Sitzen ein. Die ernsten Züge im Gesicht des jungen Mannes entgingen ihm nicht. Klaus begann zu erzählen. Zuerst von der Kapelle. Der Pfarrer schüttelte ungläubig den Kopf. „Klaus, ich habe alle Pfarrbücher bis zum allerersten durchgelesen und studiert. Nirgends ist mir auch nur eine Andeutung von einem Gotteshaus auf der Spreiti begegnet.“ — Dann kam Klaus darauf zu sprechen, daß er daneben auch Menschenknochen gefunden habe. Sogleich wurden des Pfarrers Augen lebendig. Er überschüttete den Klaus mit Fragen und sagte dann: „Siehst Du, Klaus, das kann ich Dir eher glauben. Von dem Grab im Wald ist in alten Büchern vielfach die Rede. Hast Du alles schön liegen lassen, nichts entfernt, kann man noch die genaue Lage der Leiche feststellen?“ — „Nein“, sagte Klaus, „das Wetter hat mich überrascht, ich mußte alles ausräumen, sonst hätte das Wasser die Knochen weggeschwemmt. Ich habe sie in die Hütte genommen.“ Er zog die Kapsel aus seiner Tasche und zeigte sie her: „Das habe ich noch heute morgen gefunden und noch verrostetes Eisen.“

Der Pfarrer holte seine Brille und sein Brennglas, legte die Kapsel in ein weiches Tüchlein und begann eifrig zu putzen und zu untersuchen. „Klaus, das ist ja Gold, das ist sehr interessant. Das gibt, Du wirst sehen, eine Aufregung bei den Gelehrten. Wir wollen das hier einmal diebsicher verwahren.“ Klaus würgte an seinem zweiten Anliegen herum. Aber der Pfarrer ließ ihn nicht reden. Er war ganz aufgeregt. „Hör, Klaus“, vorläufig sagst Du keinem Menschen ein Wort. Ich werde mich schon um die richtigen Experten kümmern. Zuerst komme ich einmal selbst zu Dir hinauf. Dann muß ich auch den Bischof anfragen, der alte Ritter, wer weiß, ob es nicht ein heiliger Kreuzfahrer war, der muß hier auf dem Friedhof eine geweihte Ruhestätte ha-

ben. Heute ist es wohl zu spät, aber morgen komme ich gewiß." Klaus war zufrieden. Er hätte zwar lieber den Schädel schon heute aus der Hütte getragen. Er wollte nicht noch einmal eine solche Nacht erleben.

Den Sommer über und bis in den Herbst hinein bekam Klaus Besuche und Kurzweil in seiner Abgeschiedenheit. Es kamen einmal die Gelehrten aus verschiedenen Städten. — Sie nahmen die genauen Maße der Mauern auf, schürften und stocherten im Grab herum, wehrweisten über die Zeit des Kapellenbaus und wurden nicht einig. Die am wenigsten angefochtene Behauptung war die, daß die Kapelle von einem Glaubensboten gebaut und von eingeborenen Heiden zerstört worden sei. Den Stein mit der Schrift und noch einige der Platten ließen sie ins Dorf in den Pfarrhof transportieren. Klaus konnte vorläufig nicht daran denken, mit diesen schönen Steinen ein Fundament für seine Hütte zu bauen. Gar so viel wurde davon geredet. Klaus habe einen goldenen Kelch, ja eine Monstranz und dazu noch einen ganzen Kirchenschatz mit wertvollsten Edelsteinen und antikes Geschmeide ausgegraben. Steffen kam fast mit jeder Gruppe daher und spielte den Fremdenführer. Er redete wie ein Wasserfall, sprang hin und her mit seinen mageren Beinen. Klaus erwischte ihn einmal, wie er seine Hütte bis in den hintersten Winkel durchsuchte. Klaus warf ihn kurzerhand den Rain hinab, und rief ihm nach, er solle sich nicht unterstehen, noch einmal einen Schritt auf seinen Grund und Boden zu tun.

Am Langensee
Foto B. Rast, Fribourg

Dürres Laub fiel auf das leere Grab im Wald. Der Wind wehte es über die freigelegten Mauern. Klaus zündete ein Feuer an auf dem Eck, um wieder einmal eine Rauchfahne zwischen die Aeste hinauf zu schicken. Bald würde der Winter kommen und alles was er gefunden und geplant zudecken. — Schon blies ein kalter Wind von den Gletschern herüber. Da kam ein Besuch zu ihm, den er nicht erwartet hatte. — Ein blonder Mädchenkopf tauchte zwischen den Aesten und Stämmen auf, ein braunes Miederli und weiße Aermel, eine grüne Schürze und ein braungestreifter Rock. Und ein strahlendes Gesichtlein lachte ihm entgegen, rotwangig, erhitzt vom so schnellen Laufen, wie eine Sonne leuchtend. Klaus schaute wie gebannt auf das Mädchen, das flink herauf kraxelte und vor ihm mit schnellem Atem stehen blieb. Klaus sagte: „Hat Dich auch der Gwunder endlich hierher getrieben?" „Sagst Du dem Gwunder Klaus?" frug es atemlos und dann schnell: „Sag mir Klaus, wie lange geht ein gutes Jahr?" „Ein gutes Jahr ist kürzer als ein

schlechtes, was willst Du damit sagen?" „Was meinst Du Klaus, ein Jahr und ein Tag, das ist doch wohl ein gutes Jahr. Gestern vor einem Jahr hat mir der Vater das Versprechen abgenommen, Dir ein gutes Jahr lang nicht zu schreiben, Dich nie zu sehen. Was meinst Du, ist das nun vorbei?" „Dorli", rief Klaus, laut wie ein Schrei, sprang herzu, nahm es in seine Arme, wirbelte es ringsum und ließ es nicht mehr auf den Boden. Dorli wäre beinahe erstickt, aber auch das hätte es wohl gar nicht gemerkt, denn die Seligkeit wieder in seinen Armen zu liegen, war übermächtig und so unendlich gut. Sie konnten beide nicht sprechen, sie brauchten auch keine Worte mehr. Sie schauten sich in die Augen, legten die lange Sehnsucht, die treue, bewährte Liebe in diesen Blick hinein. Und sie verstanden beide diese Sprache gut. Dorli wirft dem Klaus beide Arme um den Nakken und flüstert ihm ins Ohr: „Du, Du, jetzt weiß ich es wieder, jetzt zweifle ich nie mehr daran." „Was für Zweifel, Dorli?" „Daß Du mich immer noch lieb hast", sagt es und geht einen kleinen Schritt zurück, „aber weißt Du, wie man bei uns erzählt hat, daß Du hier Gold gefunden hast, dann sind mir die Zweifel schon ein wenig vergangen. Hier an dieser Stelle hast Du mir gesagt, 'ich will Dich behüten, wie die Erde das Gold behütet', das hat mir wieder Mut gegeben." Klaus wird plötzlich ganz ernst: „Dorli, sag mir, warum hat Dir der Vater verboten mich zu sehen?" Dorli erhebt beschwichtigend die Hand und fährt ihm mit dem Zeigfinger vor der Nase herum: „Nicht zornig werden, Klaus. Vater meinte es gut und dann, weißt Du, er hat eine Wut auf Euch, wegen dem Xaveri und seinem wüsten Hetzen gegen ihn." Im Gesicht des jungen Mannes wird es finster: „Schon wieder der Xaveri, immer der Xaveri, muß der mir mein ganzes Leben zugrunde richten?" Dorli schmiegt sich an ihn: „Sei doch lieb, Klaus, schau, bald muß ich wieder fort. Und was der Xaveri Dir zuleid tut, will ich Dir tausendmal zulieb tun und noch mehr." Mit einem sanften Streicheln glättet es ihm alle Falten aus dem Gesicht. „Klaus, ich bin so glücklich, ich bin so über alle Ränder voll Glück, Klaus, im Himmel kann es nicht so schön sein."

Eine schwere Beicht.

In diesem Herbst, mitten in den Novemberstürmen bekam Klaus noch einen unerwarteten Besuch. Es ging schon auf die Nacht zu, Klaus saß am kleinen Tisch, die Stallaterne vor sich und rechnete die Holzmaße nach. Da schreckte ihn ein heftiges Pochen auf und zu gleicher Zeit öffnete sich die Türe, und eine große Frauengestalt kam in den Raum. „Annili", rief Klaus erstaunt, „was willst Du hier, bei diesem Wetter so spät?" „Klaus, Du mußt heimkommen, es geht nicht gut bei uns." — Klaus sprang auf. „Ist die Mutter krank?" Annili war dem Weinen nahe: „Nein, der Xaver, er hat hohes Fieber, redet wirr durcheinander und verlangt immer nach Dir." Klaus lehnte sich ein wenig zurück, dann wehrte er ab: „Ach was, das wird wieder vorüber gehen. Wie oft schon war der Xaveri krank. Weiberangst, fürchterliche Aufregung und morgen ißt er wieder Speck." „Nein, der Doktor sagt, es sei ernst. Xaver hat keine Ruhe, bis Du kommst. Er ruft und schreit nach Dir. Seine Frau will verzweifeln." Klaus legt seine harte Faust auf das Tischchen und schaut auf. Da streifen seine Blicke im Flackerschein der trüben Lampe das große eiserne Kreuz. Jäh fällt ihm ein Wort aus jener Nacht ein. Seine Faust öffnet sich. Er steht auf: „Nimm das Licht, ich komme." Annili schaut ihn an: „Aber nicht so, Du siehst ja aus wie ein Waldteufel. Wo hast Du Dein gutes Gewand?" „Da am Nagel, da an der Wand hängt die ganze Herrlichkeit, such Dir aus Annili, was ich anziehen soll." Annili schüttelt den Kopf und jammert: „So sieht es bei Dir aus? Und Du hast noch nicht genug? Klaus, Du darfst nicht mehr so leben." „Geh hinaus Annili, ich komme nach", sagte Klaus kurz.

Auf dem Weg durch den dunkeln Wald redeten sie nicht viel. Nur was zur Erklärung unbedingt notwendig war. Sie mußten auf den Weg achten und beeilten sich.

Zum ersten Mal, nach so langer Zeit wieder, schritt Klaus auf das väterliche Haus zu. Ein wilder Kampf tobte in seiner Brust. Es war, als ob der Ritter im Traum ihm beistehen würde. Im Hausgang traf er die junge Frau. Er sah sich zum ersten Mal ihr gegenüber. Uebernächtig und müde bot sie ihm ihren Gruß und gab sie ihm die Hand. Am Krankenbett saß die Mutter: „Endlich kommst Du Klaus, endlich, wie haben wir auf Dich gewartet!" Der Kranke lag tief in die Kissen vergraben, streckte eine spitze bleiche Nase in die Luft und schöpfte mit offenem Mund schwer Atem. Unruhige Augen suchten den Klaus und ängstliche unsichere Blicke tasteten sein Gesicht ab. „Klaus", begann Xaver mühsam und fiebrig, „ich habe nach Dir gerufen. Ich will gesund werden. Ich kann jetzt nicht sterben. Ich muß wieder gesund werden."

„Endlich kommst Du Klaus, endlich!"

Klaus trat an das Bett und sagte begütigend: „Ist ja keine so große Gefahr, bist doch jung, bist Dich gewohnt mit einer Krankheit fertig zu werden, hast gute Pflege, mußt gar keine Angst haben, das geht vorbei." Klaus fühlte, wie seines Bruders heiße Hand die seine suchte und hörte ihn: „Du weißt es nicht, Klaus, ich kann nicht mehr gesund werden, bevor Du es weißt. Ich habe in der Nacht den Teufel gesehen. Ich will nicht in die Hölle, Klaus!" Die Mutter stand auf, legte ihrem lieben Sohn ein kühles Tuch auf die Stirne und beruhigte ihn: „Du darfst Dich nicht so aufregen, mußt ruhig sein, das schadet Dir. Klaus geht jetzt nicht fort." Die Mutter wollte hinaus gehen. Aber Xaver rief sie zurück. „Bleib, Mutter, Du mußt dabei sein. Und meine Frau muß es auch wissen. Ruft s'Annili hinein. Alle müssen es wissen, sonst kann ich nicht mehr gesund werden." Klaus bekam direkt Angst vor diesem zerquälten Gesicht, diesen Augen, die sich weit zurücklegten und ein bläuliches Weiß sehen ließen. — Die junge Frau kam mit Annili zurück, sie blieben beide an der nahen Türe stehen. Die Mutter zog die Vorhänge und schloß die Türe. — Dann begann der Kranke zu reden, stoßweise, in kurzen mühsamen Sätzen: „Klaus, Du gehörst hierher auf das Heimen. Ich hab Dich betrogen. Das Testament war falsch. — Wir haben den Vater betrogen. Er hat das nicht unterschreiben wollen. Ich will gesund werden. Ich habe Angst vor dem Teufel." Klaus wurde bleich. Die Mutter sank auf ihrem Stuhl zusammen. — Totenstille herrschte in dem Raum. Nur Annilis lautes Weinen war zu hören und das schwere stoßweise Atemschöpfen des Kranken. Nun hob er wieder zu reden an: „Das ist nicht alles. Der Vater wollte einen Stier kaufen. Er hatte das Geld da. Ich hab es Euch gestohlen. Gestohlen während er im Sterben war." Xaver stöhnte, griff sich ans Herz und schloß die Augen.

Mit letzter Kraft fing er noch einmal zu reden an: „Verzeih mir, Klaus, Du mußt mir verzeihen. Ich kann sonst nicht gesund werden. Ich will gutmachen. Verzeih mir Klaus. Verzeiht mir alle!" Lange mußte

der Stöhnende auf Antwort warten. Klaus hielt seine Hand ganz ruhig. Aber in seinem Gesicht tobte ein Gewitter. Seine Lippen waren hart zusammengepreßt, nur noch ein dünner Strich und die Augenlider nur einen Spalt breit offen. Dann aber kam ein gütiges Erbarmen über sein Gesicht. Mit einer linden guten Stimme sagte Klaus: „Xaver, sei ruhig. Denk nicht mehr daran. Du mußt Dich jetzt schonen, mußt zu Kraft kommen.“ „Ich bitte Dich“, schrie Xaver, „verzeih mir, Klaus!“ Mit fester Stimme gab ihm Klaus nun seine Antwort: „Ja, Bruder, ich will Dir von ganzem Herzen verzeihen. Um der Liebe des Gekreuzigten willen, verzeihen.“ „Danke“, hauchte der Kranke, „jetzt bin ich gerettet.“

Zweimal rufen die Glocken.

Die Totenglocke hallte über die Dächer des Dorfes hin zu einer Zeit, da es niemand erwartete. Die Fenster in der oberen Gasse flogen auf und Frauenköpfe wurden sichtbar. „Wer ist gestorben, weißt Du etwas? Ist der Xaveri gestorben im Rittersloh?“ Und über die Gaß kam die Antwort: „Nein, hörst Du denn nicht, die große Glocke kommt auch. Es wird eine Beerdigung sein. Aber es ist doch keine Leiche im Dorf.“ Die guten Leute konnten nicht wissen, wer da heute in den Friedhof gelegt wurde. Endlich waren die Untersuchungen abgeschlossen und die Erlaubnis des Bischofs eingetroffen. Nun wollte der Pfarrer den unbekannten Ritter in geweihte Erde betten. Der Totengräber, vier Ministranten mit brennenden Kerzen, der Kreuzträger standen um den Pfarrer beim offenen Grab, das nun die letzten Ueberreste des unbekannten Ritters enthielt. Klaus stand dabei, dem der Pfarrer berichtet hatte. Mit Weihrauch und geweihtem Wasser, mit allen feierlichen Gebeten der Kirche, angetan mit dem schwarzen Chormantel, gab er dem Ritter seine letzte Ruhestätte. Eine ganz eigene Weihe lag über dem Friedhof. Die Buben sangen die Strophen mit auffälliger Ergriffenheit. Der kleine Zug schritt in die Kirche zurück. Der Pfarrer betete kniend vor dem Altar ein Vaterunser und dann sagte er laut: „Vielleicht haben wir heute einen verehrungswürdigen Heiligen beerdigt, möge er allen, die auf unseren Friedhof kommen, lebend oder tot, Gnaden erflehen. Heiliger Ritter ohne Namen, bitt für uns!“

Klaus ging ergriffen von der stillen Feier, in tiefe Gedanken versunken heim. Er wohnte diese Tage noch im Rittersloh.

Noch einmal ruft die Totenglocke die Leute im Dorf und Tal zu einem Leichengang. Diesmal sind nicht mehr nur die Meßbuben, der Pfarrer und der Totengräber allein am Grab. Aber der Klaus ist wieder dabei und zwar zu vorderst, mit seiner Mutter am Arm. Daneben steht die untröstliche junge Witwe vom Rittersloh. Und ringsherum steht die ganze Gemeinde. Von überall her sind die Leute zusammengeströmt. Der plötzliche tragische Tod im Rittersloh hat die Leute erschüttert und aufgeweckt. Wenn auch der Xaver in seinem Leben nie viele Freunde gehabt hat, wenn er auch durch sein eigensinniges und eigennütziges Leben nie große Sympathien erworben hat. Sein Sterben aus seiner jungen Ehe heraus, sein unvermutetes Abberufen-werden aus einem Leben, das er mit allen Mitteln nach eigenem Kopf gestalten wollte, diesen sichtbaren Eingriff Gottes, den haben die Dorf- und Talleute verstanden. Sie kamen zusammen, um in tiefem Ernst an diesem Grabe zu beten. Sie fanden sich auch auf dem Friedhof ein, um der schwer geprüften Mutter ihre ehrliche Mittrauer zu bekunden. Neben dem noch frischen Grab des unbekannten Ritters, fand Xaver seine Ruhestätte. Der Pfarrer sprach zu den Leidleuten, die ringsum zwischen all den Grabsteinen standen und den ganzen Friedhof füllten, Worte ernster Besinnung und auch des Trostes: „Mitten im Leben, sind wir vom Tod umgeben. Die zwei Gräber, die hier so nahe beieinander sind, sprechen eine deutliche Sprache. Der eine suchte einen stillen Ort, um seinen Lebensabend im Gottdienen zu verbringen. Er fand ein jähes, gewaltsames Ende. Der andere wollte ein reiches und eigenwilliges Leben aufbauen, Gott rief ihn unvermutet mitten heraus. Aber nicht ohne große

Barmherzigkeit. Der junge Mann starb im Frieden mit Gott und ergeben, getröstet mit den heiligen Sakramenten und im Frieden mit allen seinen Angehörigen. Vertrauen wir auf Gottes starke Hand, die uns auf allen Wegen führt, die uns oft grausam erscheint in ihrer Kraft, die aber jederzeit bereit ist, uns in die unendliche, ewige Barmherzigkeit und Liebe aufzunehmen."

Während der Pfarrer sprach, neigten die Leute um das Grab und alle vielen Menschen auf dem Friedhof ihr Haupt. Auch die Berge ringsum waren von dichten Wolken, wie zum Zeichen der Trauer eingehüllt. Ein kalter Wind strich über die Köpfe hin, wirbelte Schneeflocken auf die schwarzen Kleider, auf die Kreuze und Steine und auf die frischen Gräber und deckte sie alle in die weiße reine Hülle ein.

Klaus stieg noch am selben Tag in seine Hütte auf der Spreiti hinauf um auszuräumen. Er wollte das große Kreuz nicht über den Winter dort oben lassen. Die gelehrten Herren, die wegen der Kapelle oben gewesen waren, hatten ihm erklärt, daß das Kreuz als kunstgeschichtliches Dokument und wegen seiner eigenartigen Schönheit einen hohen Wert besitze. Er brachte es noch am gleichen Abend dem Pfarrer und sagte, er würde sich freuen, wenn es in der Pfarrkirche einen guten Platz bekommen könnte. Der Pfarrer dankte ihm und versprach, das Kreuz von kundiger Hand renovieren zu lassen und es seinem großen Wert entsprechend zum Schmuck der Kirche zu verwenden. Dann nahm der Pfarrer aus dem großen Archivschrank eine verschnürte Schachtel hervor und überreichte sie feierlich dem Klaus: „Nimm das jetzt mit heim in Dein Haus, ins Rittersloh, und halte es in Ehren. Oeffne und schau!" Klaus machte sich daran das Siegel und die Verschnürung zu entfernen. Dann sah er staunend auf weißer Seide ein goldschimmerndes und in prächtigen Emailfarben leuchtendes Juwel liegen. „Das ist die Kapsel, die Du im Rit-

Oh Dui liäbs härzigs Briäderli

Foto Leonard von Matt

tergrab gefunden hast. Es ist ein kleines Reliquiar. Ich habe es von einem Goldschmied sorgfältig instand stellen lassen und nun so gefaßt, daß Du es daheim an der Wand aufhängen kannst. Das sollst Du jetzt so behalten, es soll einmal Deiner Familie Segen bringen, soll ein Erbstück werden für viele Generationen treuer, guter Christen auf dem Rittersloh. Von diesem Grab im Wald hat wahrscheinlich Euer Heimwesen seinen Namen. Nun soll das wertvollste, was dieser Ritter ins Land gebracht hat und noch vorhanden ist, in Deinem Haus seinen Ehrenplatz finden und Euch und Deinen vielen Nachkommen ein Leuchtstern und ein Wegweiser sein."

Klaus war bis tief in sein Herz hinein bewegt. Wahrhaftig, er mußte mehrmals mit seinem Handrücken über die Augen fahren und die Tränen fortwischen. Mit herzlichem Danken verabschiedete er sich und ging heim, das Schmuckstück hütend wie ein Heiligtum.

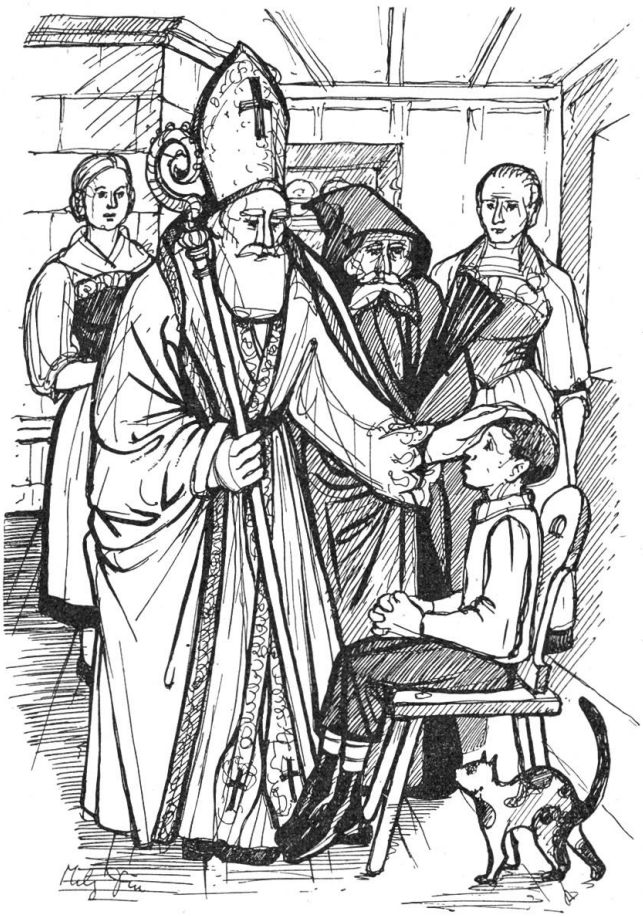
Der Samichlaus kommt.

Franzli, der lahme Bub auf der Steinrüti hatte den Winter nicht gern. Während den warmen Jahreszeiten konnte er auf ein Bänkli hinaussitzen und mit den Leuten reden, die am Haus vorbeigingen, oder wegen einem Handel in den Stall kamen. — Franzli wußte sich aber auch im Winter seine Kurzweil zu verschaffen. Er saß dann meistens hinter dem Tisch in der Stube, wo er durch beide Fensterreihen hinaus schauen konnte. Und wenn nicht gerade Eisblumen die Sicht verwehrten, klopfte er ans Fenster, wenn jemand in die Nähe kam. Er öffnete dann ein Flügeli und rief hinaus: „Komm herein und erzähl mir eine Geschichte." So wußte Franzli, der nie ins Dorf kam, und immer auf seinem Bänklein sitzen mußte, wo man ihn hingetragen hatte, von allen Neuigkeiten und von alten Geschichten mehr als alle anderen Leute im Haus. Einmal fragte er das Dorli: „Warum kommt der Klaus nie mehr? Der Klaus kann doch so schöne Geschichten erzählen." Dorli sagte schnell: „Sei still, Franzli, es könnte Dich jemand hören", setzte sich dann nahe zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr, „wart nur, bald kommt der Klaus, der Samichlaus!" „Ja, ja, das weiß ich schon, daß der Samichlaus kommt, aber der richtige Klaus vom Rittersloh!" „Hab nur Geduld, Franzli", flüsterte Dorli, „ich muß noch mehr Geduld haben. Aber wenns Zeit ist, kommt der Klaus, und dann kommt er gleich ein dutzendmal nacheinander." „Au, fein, wann kommt er denn?" „Sei still, und sag keinem Menschen ein Wörtchen davon."

Am Sonntag, beim Mittagessen sagte Franzli: „Der Klaus, der zieht jetzt dann in die Stadt." Dorli winkte ihm mit der Hand, er solle still sein. Die Mutter aber fragte geschwind: „Was für ein Klaus?" „Eh, der Klaus vom Rittersloh." „Wie kommst Du auf diese Idee? Wer hat Dir das gesagt?" Franzli sagte stolz: „Eh, das weiß ich von selbst. Alle Millionäre wohnen doch in der Stadt." Ein frohes Gelächter war die Antwort. „Seit wann ist der Klaus ein Millionär?" Mit fast beleidigter Miene gab Franzli zurück: „Eh, das kann ich doch selber ausrechnen. Das Kreuz, das er dem Pfarrer geschenkt hat, das hat Millionenwert, das sagen alle Leute. Und so dumm wird der Klaus nicht sein, daß er nicht von dem gefundenen Schatz mindestens die Hälfte für sich behalten hat." Der Vater sagte gutgelaunt: „Franzli, Du mußt einmal Buchhalter studieren. Du hast das Zeug zu einem erstklassigen Vermögensverwalter."

Der Samichlaus kam auf die Steinrüti hinauf. Ein großer würdiger Bischof mit weißem, vergoldetem Stab und langem Bart. Franzli hatte vor dem Schmutzli mit der Rute und dem schwarzen Sack schon etwas Angst. Aber dem Bischof gab er ganz ungeniert Antwort. „Bist Du immer schön brav gewesen, Franzli?", fragte der Samichlaus mit tiefer Stimme. „Sowieso, Herr Samichlaus, immer, den ganzen Tag!" „Hast Du auch schön jeden Abend gebetet?" „Jawohl, Herr Samichlaus, das hab ich nie vergessen, weil immer die Mutter dabei war." „Stimmt das, Frau Genossenvogt, ist das wahr?" fragte die tiefe Stimme wieder. „Ja, ja", bestätigte die Mutter ernst, „gebetet hat er immer schön." „Ja

und dann", rief Franzli schnell dazwischen, „und dann, wenn die Mutter fort war, dann hab ich noch gebetet, für das, was mir das Dorli gesagt hat, jeden Abend." Dorli gab ihm ein Zeichen, er soll still sein. Darauf fuhr Franzli schnell fort: „Aber das sag ich Dir nicht, Samichlaus." „So, bist also ein braver Bub, da bekommst Du einen Lebkuchen und Feigen. Aber, ich habe vernommen, Du hast ein keckes Maul, Du redest zu viel über die Leute, Du schwatzest alles aus, stimmt das, Franzli?" „Das ist eine Lüge, Herr Samichlaus, das Dorli weiß ganz genau, fragt nur das Dorli!" „Ja, wenn das stimmt, was ich da gehört habe von Dir, Franzli, dann muß Dir der Schmutzli eine Rute dalassen." Dorli nahm nun für Franzli Partei und sagte: „Der Schmutzli soll seine Rute nur wieder mitnehmen, kann sie für andere Buben gut gebrauchen. Wenn er sie da läßt, verbrenn ich sie im Ofen." Franzli zog den Samichlaus am langen Bart, daß er sich zu ihm neigen mußte und flüsterte ihm zu: „Nachher sag ich Dir noch, wofür ich gebetet habe." Darauf nahm der Schmutzli seine Rute mit und beide verabschiedeten sich mit Nikken und würdevollem Grüßen. Dorli setzte sich zum Franzli auf die Bank und sagte mit erhobenem Drohfinger: „Wenn Du noch ein einziges Wort sagst, Franzli, dann steck ich Dich sofort ins Bett und klebe Dir Mund und Ohren zu, mit Käsleim, den bringst Du sieben Jahre nicht mehr weg." „Aber Dorli", sagte der kleine Bruder, „ich hätte ihm doch nur das gesagt, was ich das letzte Jahr wegen Dir beten mußte."



„Bist Du immer schön brav gewesen?"

Franzli aber mußte nicht so früh zu Bett. Er durfte bei den Leuten in der Stube bleiben. Lange noch nach dem Nachtessen, bei Nidel und Lebkuchen. Und beim Jaß durfte er der Mutter die Karten halten. Er kannte alle Trümpfe und Stöck und spielte wie ein Großer. — Dorli war nach dem Nachtessen verschwunden. Es hatte der Mutter gesagt, daß die Kongregation heute Samichlausabend feiere. Das stimmte freilich, die Mädchen der Kongregation saßen gemütlich beisammen und sangen und spielten. — Aber die brave Kongreganistin Dorli von der Steinrüti war nicht dabei. Auf dem Kirchplatz hatte ein junger Bauersmann das Mädchen abgefangen und einfach mit nach Hause genommen. Es wehrte sich nicht einmal. Im Gegenteil, sobald sie dem Dorf den Rücken gekehrt hatten und während dem ganzen Weg die Talstraße hinauf, bis dort, wo der Weg zum Rittersloh abzweigt, gingen sie einträchtlich Hand in Hand. Die Nacht schien sie nicht zu stören und auch die Kälte konnte ihnen nichts anhaben.

Wie sich die Mutter von ihrem Schrecken erholt.

Sie kamen zum Haus, Klaus öffnete die Türe, sie traten in den dunkeln Gang. Klaus zog sein Mädchen in die hell erleuchtete Stube hinein und sagte: „Mutter, komm schau, hier bring ich Dir einen Sa-

michlaus!" Die Mutter saß allein in der Herrgottsecke und las in einem großen Buch. Sie nahm die Brille ab und schaute staunend in das Mädchengesicht, aus dem zwei herrliche blaue Augen strahlten. „So einen Samichlaus habe ich noch nie gesehen", sagte die Mutter mit leisem Lächeln, „hat keinen Bart, hat keinen goldenen Stab und die hohe Mütze fehlt ihm ganz und gar." Zutraulich bot Dorli seine Hand über den Tisch: „Guten Abend, Mutter." „Dorli heißt das schöne Kind", erklärte Klaus würdevoll, „Dorli heißt es und wird, so Gott will, bald einmal Deine richtige Tochter sein, Mutter." Es war ein wenig zu viel auf einmal für die Mutter. Sie erhob sich hastig und verschwand in der Küche: „Ja, da muß ich doch aber schnell...", sagte sie im Hinausgehen.

„Du hast sie erschreckt, Klaus", schalt Dorli ernst, „warum mußt Du auch gleich immer so stürmisch drauf los gehen?" „Mein Liebes", höhnte Klaus, „ich kann mich erinnern, daß ich auch schon gar nicht stürmisch drauflos gegangen bin, weißt Du noch, das erste Mal bei der Wettertanne. Und auch schon, kann ich mich erinnern, daß Du gar nichts dagegen einzuwenden hattest, wenn ich etwas schnell zugegriffen habe." „Klaus, Du hast immer recht, und ich will Dir ja gern recht geben. Aber hast Du nicht gesehen, wie sie erschrocken ist?" Darauf sagte Klaus: „Die Mutter hat's jetzt fürchterlich schwer. Wenn man sie machen ließe, sie würde den ganzen Tag ihrem Elend und Unglück nachsinnen. Schau, es ist gut, wenn bald ein froher, guter Mensch hier ins Haus kommt und der Mutter die Sorgen aus dem Gesicht streicht. Dorli, mußt lieb sein mit meiner Mutter." Da kam sie auch schon herein, mit Gläsern und einer Flasche Wein: „Oder möchtest Du lieber Kaffee oder Süßmost, ich hole noch schnell etwas Süßes." Geschäftig ging sie aus und ein. Brachte Küchli und Lebkuchen, schenkte ein und setzte sich wieder an den Tisch. Dann fing sie an zu fragen: Ob sie auch so wenig Aepfel bekommen hätten dieses Jahr? Wie die Alpzeit gewesen sei? Was der lahme Franzli mache? Dann begann sie selbst zu erzählen: Wie sie mit Dorlis Mutter in die Schule gegangen sei, nicht in der gleichen Klasse, aber doch manches Jahr. Wie damals der Winter noch hohen Schnee gebracht habe. Der Bach sei manchmal über einen Monat lang zugefroren gewesen. Die Kinder seien wochenlang mit Schlittschuhen auf dem Eis gefahren. In dem gemütlichen Plaudern zog eine recht gute Stimmung in die Stube ein. Dorli gab frohgemut Bescheid. Klaus sah gut, wie die Mutter immer wieder mit forschenden Augen in das Mädchengesicht schaute und dabei nicht unzufriedener wurde. Mitten in diesem unbeschwerten Gespräch wurde die Mutter plötzlich ernst. Sie fuhr sich über die Augen und sagte: „Ja, meine lieben Kinder, Ihr könnt nicht wissen, wie schwer ich es habe. So früh und so unerwartet habe ich meinen guten Mann verloren. Und dann erst noch das schreckliche Unglück dazu. Ihr müßt ein wenig Geduld haben mit mir, wenn ich mich nicht so recht freuen kann, jetzt, da Ihr zu mir kommt. Aber daß Du ein so liebes Mädchen bist und mir eine gute Tochter sein willst, das freut mich zu innerst in meinem Herzen doch, wenn ich es auch nicht zeigen kann." Sie bot ihre Hand über den Tisch hin: „So will ich Dich jetzt, Dorli, als meine Tochter herzlich begrüßen. Kannst mir viel ersetzen, wenn Du alles ausfüllen willst, was um mich leer geworden ist, Dorli."

Voller Freude nahm Dorli die hingereichte Hand: „Ich danke Dir, Mutter, für Dein Vertrauen. Ich will Dir gerne eine gute und liebe Tochter sein." Und mehr noch als die Worte sagten die Blicke, die sich tief ineinander versenkten. Die Mutter stand auf: „Und nun will ich doch noch Xaveris Frau holen. Sie soll auch zu uns sitzen am heutigen Abend." Sie ging hinaus.

Klaus konnte es nicht übers Herz bringen, in der kurzen Zwischenzeit still auf seinem Bänklein zu sitzen, er mußte geschwind um den Tisch springen und sein Dorli in die Arme nehmen. Aber bevor die beiden Frauen eintraten, saß es wieder hübsch brav und unschuldig lächelnd an seinem Platz. Dorli kam ihnen entgegen und grüßte herzlich. Klaus sah wohl, wie aufmerksam sich die Beiden anschauten. Die Mutter

brachte ein Glas und schenkte ein. „Klaus ist gut mit uns", sagte sie, „das ist wahr. Ich weiß nicht, wie viel er Dir schon gesagt hat. Aber Du wirst wissen, daß er der jungen Frau versprochen hat, sie könne dableiben, solange sie will." „Ja, das hat er mir gesagt", gab Dorli Bescheid, „und das, finde ich, sei auch recht und gut so, wir werden sicher gut zusammen haushalten, an mir soll es gewiß nicht fehlen." Die junge Frau dankte mit einem aufrichtigen, liebevollen Blick. Klaus erhob sein Glas und das Anstoßen wurde zum Anfang eines gemütlichen Gespräches. Was hatten die drei Frauen nicht alles zu fragen und auszukundschaften! Die Gesellschaft wurde aber im Verlauf dieser Plauderei noch größer. Annili, das nicht nur zur Ausrede zur Kongregationsversammlung gegangen war, kam schneeüberdeckt und fröhlich zurück, brachte der Mutter einen Weggen mit Rosinen und dem Klaus eine Puppe aus Draht und Stoff, ein winziges Trachtenmädchen mit blonden Haaren. „Und die blauen Augen muß ich ihm dann noch aufmalen", sagte es lachend. Dorli aber bekam einen Schrecken, daß die Versammlung der Mädchen schon so früh zuende gegangen sei. „Da könnt ihr jetzt sehen", sagte Klaus, „wie schreckhaft meine zukünftige Frau ist. Ihr müßt dann schon schön sachtsam mit ihr umgehen, sonst bleibt ihr plötzlich einmal der Herzschlag weg." „Sag nichts, Klaus", gab Dorli lachend zurück, „wenn mein Herz so zimperlich wäre, hättest Du es schon lange umgebracht."

Nach Schulschluß vor dem Frauenkloster in Stans

Foto Leonard von Matt

Oh du herrliche, fröhliche, selige Zeit!

Der Winter führte dieses Jahr ein strenges Regiment. Der Bach war schon im Christmonat Stein und Bein gefroren. Das Wild kam bis zu den Häusern hinunter. Die Mutter in der Steinrüti mußte ihre Hasen und Hühner hinter Schloß und Rie-

gel setzen, um sie vor den hungerigen Füchsen zu schützen. Die Sonne brach selten durch die dicke Wolkendecke, die auf den alten Schnee noch neuen herabwarf und Brunnen und Hag eindeckte. Alte Kastenschlitten kamen wieder zum Vorschein und das Schellenklingen erfüllte die Luft, wie zu alten Zeiten.

Am heiligen Abend bahnte sich Klaus mühsam den Weg durch hohe Schneehaufen, die der Wirbelsturm und das Flockentreiben auftürmten. Seine Sonntagskleidung sah nun wieder besser aus. Er ging nicht mehr in zerknitterten Röhren. Je mehr der Wind um seine Ohren pfiff, um so lauter pfiff der Klaus seine allerliebste und schönste Melodie. Er trug kein Licht, trotz der finsteren Nacht. Die Lichter aus dem Steinrüti-Haus waren ihm Wegweiser genug. Er trug eine ansehnliche Schachtel unter dem Arm, von der er immer wieder sorgfältig den Schnee abwischte.

Endlich kam er auf die Steinplatten vor dem Haus. Im Licht, das aus dem Stubenfenster fiel, schüttelte er den Schnee von seinem Hut und von den Kleidern, im milden Licht, das von vielen kleinen Kerzen her kam, die am Christbaum in der Stube brannten. Da komme ich, wie es scheint, eben recht, dachte Klaus, und blieb noch eine Weile stehen. Indessen hörte er ein Lied anstimmen, brummige Männerbässe und helle hohe Töne und über alle hinaus erklang die volle schöne Mädchenstimme Dorlis: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

Klaus hörte mit großer Freude zu. Er wollte den lieblichen Gesang nicht stören. Unterdessen überdeckte ihn wieder der wirbelnde Schnee. Und so kam dann eben ein Schneemann in die Stube, der den erstaunten Leuten mit froher Stimme seinen Gruß entbot. Die ganze Familie mit Knecht und Magd waren versammelt, Franzli im Großvaterstuhl vor dem Christbaum. Klaus streckte zuerst der Frau Genossenvogt die Hand hin und dann dem Vater und so reihum, bis er auch das Dorli gewahrte, das sich hinter dem Ofen versteckt hielt. Siebenmal sagte Klaus guten Abend, siebenmal gab man ihm die Hand und antwortete, sonst sprach niemand ein Wort.

Klaus nahm seine Schachtel in die Hand und begann: „Da hat das Christkind mir daheim eine Schachtel gebracht mit der falschen Adresse. Dem lieben Franzli stand darauf geschrieben mit goldiger, schöner Schrift. Das Gold ist jetzt im Schnee vergangen, aber ich habe gedacht, ich will sie doch noch schnell an den rechten Ort bringen. Schau, Franzli, was ist wohl darin, es chlottert so eigenartig, wenn man's schüttelt.“ „Was ist das, ist das für mich?“ jubelte Franzli und griff mit beiden Händen darnach. Alle standen ringsum und schauten zu, wie der Franzli mit seinen flinken zarten Fingern die Verschnürung aufmachte. Papier und Deckel fielen zu Boden und aus der Schachtel blinkten und blitzten metallene Teile. „Was ist das?“ Klaus erklärte: „Schau, da hat's Stäbe und Leisten und Schrauben und Nieten, ein Drahtseil und Räder und Rädchen. Das ist ein mechanischer Baukasten, damit kannst Du Autos und Krane und ganze Lokomotiven machen.“ Franzli griff hinein und schon rutschte der Kasten über seine Knie hinaus und fiel zu Boden. Die Räder und Schrauben rollten unter Tisch und Bank. Das gab ein Suchen und auf den Knien rutschen, sogar die Frau Genossenvogt versuchte einige Teile vor dem Vertrampen zu retten. Dann aber holte sie geschwind einen Stuhl. So lange kann man den fremden Gast doch nicht stehen lassen. Dorli's Bruder meinte verschmitzt: „Wie kann sich das Christkind auch so verirren! Ich meine, wenn es den Baukasten im Nachbarhaus abgegeben hätte, das hätte noch eine Art. Man muß direkt denken, das Christkind werde auch langsam älter.“

Dorli kam herzu. „Kann ich Dir etwas zu trinken bringen?“ Klaus schaute über den Tisch hin und sagte: „Ihr habt da schwarzen Kaffee, soviel ich mich von früheren Jahren her erinnere, versteht Ihr einen erstklassigen Kaffee zu brauen.“ Der Vater reichte ihm dazu die Kirschflasche hinüber: „Probier, er ist alt!“ Zum Tannenduft vom Christbaum und zum Geruch der Kerzen, die schon bald erloschen, gesellte sich nun bald ein Räuchlein aus den Pfeifen und der Duft von heißem Kaffee.

„Wir sind uns gewohnt", fing der Vater an, „am Christabend einen gemütlichen Jaß zu klopfen. So ist entschieden, so bleibt's. Wenn Du willst, kannst mithalten." Klaus sagte gerne zu, er redete nicht davon, daß er schon ein gutes Jahr nicht mehr gespielt habe. Auf der Spreiti hatte er keine Partner und daheim war es den Leuten in letzter Zeit nicht ums Jassen gewesen. Zum Glück fielen die Karten gut.

Klaus blieb aber noch weit über das letzte Spiel hinaus sitzen. Alfred und der Knecht zogen sich langsam zurück. — Franzli mußte mitten im schönsten Baukastenspiel ins Bett. — Die Mutter meinte, sie müsse sich auch bald für die Christmette rüsten. Blieben also die beiden Liebesleute und der Vater allein am Tisch. Und wahrhaftig, während Klaus ein paar gewichtige Sätze in seinem Kopf zusammensuchte, begann der Vater selbst davon zu sprechen: „Klaus, Du weißt ja, das Dorli wird es Dir schon gesagt haben, die Frauen und die Mädchen können ja nichts für sich behalten. Ich hab da vor einem Jahr ein wenig die Bremse angezogen. So schnell, habe ich gedacht, müssen die zwei jetzt nicht fahren. Und dann, Du mußt entschuldigen, wenn ich das sage, aber ich bin immer ein aufrechter, gerader Mann gewesen, dann warst Du zur selben Zeit auch nicht so dran, daß man auf Dich und Deine Zukunft ein großes Vertrauen setzen konnte. Ich weiß, Du hast Dich gut gehalten ... „Das war nicht leicht, Genossenvogt", sagte Klaus, „ich war dort oben ganz allein, lange allein, und von allen Menschen verlassen, von allen." — Er konnte sich nicht beherrschen, und warf einen ernsten und traurigen Blick zum Dorli hinüber. — „Ist nicht umsonst gewesen, Klaus", meinte der Vater, „was man in der Jugend an Erfahrung gewinnt, was sich in jungen Jahren hart und tief in Kopf und Brust eingräbt, das braucht man in spätern Jahren nicht mehr teuer zu bezahlen. Wer weiß, wenn alles anders gekommen wäre, ob Dich nicht der Steffen auch noch verdorben hätte, so wie er den Xaveri verleitet und angestiftet hat. Das hat mich an Dir gefreut, Klaus, daß Du den Steffen aus dem Haus gejagt hast, so wie ich auch. Vielleicht ist er deshalb für so lange Zeit verschwunden. Und das ist gut für Dorf und Tal." Der junge Mann sah mit Freude das verschmitzte Lächeln in des Vaters Gesicht, merkte aber, daß damit die Rede von seinem eigentlichen Anliegen abgeglitten war. Darum versuchte er wieder auf die früheren Worte des Genossenvogts zurück zu kommen: „Die Nächte waren lang, dort oben in der Spreitihütte. Ich hätte wohl viel Zeit gehabt zum Schlafen, wenn ich hätte gut schlafen können. Aber wenn ich tagsüber vom Eck aus hier herüber zu Euerem Haus hin geschaut habe, dann sind mir die bösen Gedanken die ganze Nacht nicht verschwunden." „Die jungen Leute brauchen nicht so viel Schlaf", meinte der Genossenvogt bedächtig, „sie können auch sonst ganze

So kam dann eben ein Schneemann in die Stube

Nächte herumspazieren, herumziehen, unter den Fenstern stehen oder durchtanzen, sie fallen deswegen nicht so schnell aus den Kräften." „Eben das möchte ich bleiben lassen, Genossenvogt", sagte Klaus ernst, „ich möchte nicht mehr nur unter dem Fenster stehen. Ich möchte gerne in die Stube hinein kommen, hier in diese Stube und mit Euch und dem Dorli offen und gemütlich reden können." „Warum nicht", gab der Vater leichthin zurück, „das will ich Dir nicht verwehren." Nun wurde Klaus munterer: „Seht, just um das zu fragen, bin ich heute zu Euch hierher gekommen, und wenn das Euer Ernst ist, dann danke ich Euch vielmal." „Ernst, ob das mein Ernst ist", fragte der Vater, „bin ich ein Mann der heute ja und morgen nein sagt? So wie ich gesagt habe, so ist entschieden, so bleibt's."

Ein Leuchten fuhr über das Gesicht von Klaus: „Seht Vater, darauf habe ich gewartet, auf dieses Wort, jetzt kann ich offen und gradaus reden. — Dabei griff Klaus in seine Tasche und zog ein kleines Büscheli Seidenpapier hervor. „Wir haben im Rittersloh eine schwere Zeit hinter uns. Nicht gerade geeignet, um große Feste zu feiern. Auch nicht eine Verlobung mit Verwandten und vielen Leuten. Aber weil es jetzt, wie Ihr sagt, so entschieden ist und so bleibt, hätte ich für's Leben gern das Dorli, wenigstens an einem Finger, etwas angebunden." Damit legte er das feine Seidenpapier auseinander: „Ich habe da ein kleines Ringli mitgebracht, wills Gott, paßt es genau an Dorlis Finger." Der Vater schaute zuerst zu Dorli hinüber. Der Blick, der ihm von dort entgegenstrahlte, glättete seine runzlige Stirne. „Es scheint mir fast, Klaus, das Bremsen hat da nicht viel genützt." Da sprang aber Dorli herzu, flink wie eine Eidechse um den Tisch und dem Vater um den Hals: „Halt, Vater, ich habe mein Wort gehalten, ein Jahr und ein Tag, das ist doch genau, wie Du gesagt hast, ein gutes Jahr. Ich kann Dir aber sagen, Vater, es war ein böses Jahr." Und weil ihm so das Mädchen gerade nahe war, nahm Klaus sein Dorli bei der Hand und steckte ihm den goldenen Ring an den Finger. Es ließ den Vater los und gab dem Klaus blitzschnell einen Kuß. Dann aber griff auch es nach dem Seidenpapier und zierte dem Klaus seine Hand mit dem schmalen Goldreif. „Nicht nur ich, auch Du sollst für alle Zeiten angebunden sein. Und jetzt Vater, gib uns Deinen Segen."

„Nein, das ist nun doch zu viel", wehrte der Vater ab, „so schnell fliegen nicht einmal die Schwalben, ich habe gesagt, ich will Dir nicht verwehren, hier in die Stube zu kommen, nicht mehr!" Aber Dorli ließ nicht von ihm ab: „Vater, Du hast aber auch nicht vorgeschrieben, was wir in der Stube reden und tun sollen und was nicht. Und jetzt, wo wir für alle Zeiten versprochen und verlobt sind, wirst Du uns Deinen Segen nicht verwehren. Vater sei lieb, Du siehst doch, der liebe Gott hat uns die ganze schwere Zeit hindurch zusammengehalten."

Lange blieb der Genossenvogt sitzen, nur langsam glätteten sich seine Runzeln im Gesicht, dann stand er auf: „So will ich es tun, auf daß Ihr beide treu in Gottes Hand eine liebe Familie werdet." Und er segnete sie. „Dank Euch, Vater", sagte Klaus schlicht, „ich will Euch mein Leben lang dankbar sein."

„Mutter, Annili", rief nun der Genossenvogt, „was habt ihr auch so lange zu tun mit Euern Kleidern? Die wichtigsten Ereignisse gehen vor sich, und Ihr tanzt unterdessen um Euere Eitelkeit herum." Die Mutter kam herein, mit beiden Händen in den Haaren, was ist denn das für ein Lärmen?" „Ja schau da, Mutter", sagte der Vater gutgelaunt, „hast unterdessen einen Sohn bekommen, 26 Jahre alt, gesund und gerad gewachsen." Im Hui war die Mutter wieder verschwunden und kam erst zurück, nachdem ihre Frisur in schönster Ordnung und die Silbernadel fein säuberlich eingesetzt war. Dann aber ließ sie sich alles genau erzählen und gab beiden mit herzlichem Glückwunsch die Hand. „Nun aber, ist es bald Zeit in die Mette zu gehen, Du wirst doch nicht in Deinen Stallhosen in die Kirche gehen wollen." Der Vater verschwand schön folgsam in die Kammer. Denn er dachte wohl, die Mutter wolle jetzt

auch noch ein Weilchen bei dem jungen Paar allein sein. Eine Mutter kann nie früh genug mit guten Ratschlägen beginnen, und da wollte er nicht dazwischen stehen.

Klaus fand aber doch noch vor dem Weggehen Zeit seinem Dorli ein mitgebrachtes Geschenk zu überreichen, er legte ihm hübsch zart ein goldenes Kettlein um den Hals und ein prächtiges kleines Kreuzlein: „Ich hab es nach dem großen, gefundenen Kreuz vom Goldschmied in der Stadt machen lassen. So eins hast jetzt nur Du, es gibt kein gleiches auf der ganzen Welt." Dorli dankte ihm mit einem lieben Kuß und sagte überglücklich: „So einen Mann wie Du, gibt's auch keinen zweiten auf der ganzen Welt."

Bald darnach gingen sie alle zusammen durch den Wirbelschnee den Lichtern des Dorfes zu und zur feierlichen Christmette.

Das war ein Staunen und Raunen auf der Frauenseite, da der Genossenvogt neben Klaus durch den Kirchengang schritt und beide prächtigen Gestalten nebeneinander in die Bank knieten.

Dorli legte beide Arme um seinen Hals und sagte: „Ich habe mein Wort gehalten"

* * *

Gut Ding will Weile haben. Schon viele Monate war das große Eisenkreuz beim Goldschmied in der Stadt gewesen. Die kunstgerechte Renovation war eine heikle und schwierige Aufgabe für den Goldschmied, das Kreuz und die Christusfigur so instand zu stellen, daß die ursprüngliche Form gewahrt blieb, die Schäden ausgebessert und das herrliche Stück in der ganzen Schönheit erstrahlen könne. Er hatte es den besten Kennern gezeigt, hatte ihr Urteil erwogen, war nach Zürich und Bern gereist um Sachverständige zu befragen. Das hatte viel Zeit gekostet. Der Pfarrer hatte beinahe seine Geduld verloren, hatte immer wieder geschrieben und und telefoniert und war selber in die Stadt gereist, weil ihn der Verdacht plagte, der kostbare Fund könnte so verloren gehen.

Im Herbst kam der Goldschmied persönlich im Auto mit dem renovierten Kreuz ins Dorf. Der Christuskörper war nun wieder neu vergoldet und alle schadhaften Stellen kunstgerecht ergänzt. Er legte dem Pfarrer auch verschiedene Schreiben auf den Tisch, Gutachten, die den Wert des seltenen Stückes dokumentierten und die hohe Qualität der Renovation bestätigten. — Der Pfarrer war über alle Maßen erfreut. Er wäre dem Goldschmied beinahe um den Hals gefallen, wenn es sich mit seiner priesterlichen und pfarrherrlichen Würde hätte vereinen lassen. Er warf beide Hände in die Luft und rief begeistert: „Morgen, morgen brauche ich das Kreuz unbedingt, ausgerechnet am morgigen Tag. Das freut mich jetzt aber ganz übermächtig, daß Sie es gerade heute gebracht haben. Mein Herr sie kommen mir wie ein Engel ins Haus!" Sein Jubel und seine Freude wollten nicht enden. Dazwischen trat er immer wieder still an den Tisch und betrachtete mit liebevollen Blicken das prachtvolle Kunstwerk.

Mit eiligen Schritten gingen sie beide in die Kirche hinauf und wählten den schönsten Ort, wo das Kreuz gut im Licht stand und von allen Seiten zu sehen war.

* * *

Was war denn nur anderntags für ein Fest? Warum wohl brach der Pfarrer in einen solchen Jubel aus? Kein Kirchenfest, nur ein gewöhnlicher Werktag stand im Kalender. Wer aber früh am Morgen zur heiligen Messe kam, fand die Kirche für eine große Feierlichkeit geschmückt.

Wer sich Zeit nahm, noch etwas länger in der Kirche zu bleiben, der konnte zuschauen, wie die Kirchentüre in der ganzen Breite weit geöffnet wurde, wie eine glückliche Braut im weißen Schleier zusammen mit dem Klaus vom Rittersloh hereinkam, hinterher der Genossenvogt in seinem schönsten Gewand, mit seiner Frau in Seide und Samt. Konnte sehen, wie der lahme Franzli in die allervorderste Kirchenbank getragen und dort hingesetzt wurde. Wie die Mutter des Bräutigams mit ihren Verwandten und allen Freunden die Bänke füllten. Ja, die Leute staunten, wie der Pfarrer das Brautpaar an einen ungewohnten Ort, ganz vornehin in den Chor winkte.

Dort ließ er sie knien, wo das große Kreuz über ihnen in seinem neuen Goldglanz leuchtete. Dort unter dem Kreuz legte der Pfarrer die Stola um ihre Hände. Dort segnete er ihre Treue und Liebe und ihren unvergänglichen Bund zu einem glücklichen Leben.

— Ende —

Chum luog

Hesch Dui dr Gugger gheerd am Morge friäh?
Hesch Dui am Himmel gseh diä Wolke ziäh,
im Wald diä junge griäne Blettli fiin,
wo zitterid im helle Sunneschiin?

s'isch Friählig worde, wiä-n-e großi Freid,
i hunderttuisig Blueme uf dr Weid.
Am chliine Chriäsibaimli vor um Huis
triibd jedes Aestli wiissi Bliäte n-uis.

Etz wett ich singe, tanze, glicklich sii.
dr Winter und dr Schatte sind verbii.
Chum wend vom junge Läbe-n-ebbis ha
wend zäme i dä Friälig uise gah.

Und gfindemer es Plätzli ganz ällei,
de bujemer es Huis vo Holz und Stei.
Dett ziähd de iisi jungi Liäbi ii,
und de chas ruähwig wider Winter sii.

J. v. M.